

Ein Jahr in Japan

Von Benjamin Hartmann

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort	3
Einleitung	4
Die Ankunft im fremden Land	7
Am Sendagaya Japanese Institute	11
Die Treffen mit Dan Harada.....	16
Umzug, Visum und ein Kapselhotel	20
Die Arbeit beginnt	22
Die Party meiner Fraktion	28
Der Bowlingkontest meiner Fraktion	30
Die alljährliche Party von Daigishi	32
Die Sarin-Gas Attacke von 1995.....	35
Kleine Geschenke.....	38
Freizeit.....	41
Mein erster Business-Trip	44
Help yourself	47
Japanische Eigenarten	50
Erdbeben.....	55
Der Fuji-San	58
Anbaggern auf Asiatisch	63
Mein erster Nebenjob	65
Japanisch	67
Einsamkeit	70
Selbstmorde	72
Englisch.....	74
Hiroshima	77
Das Gesundheitssystem.....	80
In Teufels Küche	82
Kleine Beförderungen und Abschied	92
Nachwort&Dank	94
Appendix: Angaben zum Autor	95

Vorwort

Die Schweizerisch-Japanische Handelskammer ermöglichte es mir, im Jahr 2003 ein Jahr in Japan zu leben. Die Handelskammer unterstützte meinen Aufenthalt in Form eines Stipendiums im Wert von zwei Millionen Yen, ungefähr 28'000 Schweizer Franken.

Eine der an dieses Stipendium geknüpften Bedingungen war, dass ich bis zum Juli 2003 einen Bericht über meine Aktivitäten abzuliefern hatte. Von diesem Bericht war abhängig, ob und wann die zweite Hälfte des Stipendiums überwiesen wurde.

Da ich von diesem Geld sehr abhängig – es finanzierte ungefähr 70 Prozent meiner Ausgaben – war, konnte ich es mir nicht leisten, dass da irgendetwas schief ging. Aus diesem Grund schrieb ich von Anfang an viele Erlebnisse – wohl zu viele – nieder und hatte bis Mitte Jahr einen umfangreichen Bericht verfasst. Beim Korrigieren fand ich viele Passagen zu dürftig, schickte ihn aber trotzdem Mitte Juli ab.

Ende Juli bekam ich die Antwort der Handelskammer und welche mich vermuten liess, dass ich den Inhalt dieses Berichts nicht mehr beurteilen konnte. Das Feedback war – zu meiner Überraschung – sehr positiv:

„...Ich tue dies [antworten] mit grossem Gusto, da Ihr illustrierter Bericht immens lesenswert, wirklichkeitsnah und – besonders für einen old Japan hand wie mich – mit vielen typischen Schmunzeleinheiten gespickt ist. [...] weil er eben auch sehr viel über Sie selbst, Ihren trockenen Humor und auch Ihre positive Lebenseinstellung aussagt. Omedeto – really well done!...“

Das Geld kam und damit war dieser Teil des Vertrags erfüllt. Da ich jedoch sicherstellen wollte, dass meine Erlebnisse und mein Wissen über Japan irgendwie und irgendwo gespeichert werden, schrieb ich weiterhin nieder, was ich nicht vergessen wollte, im Kern für mich allein: So und deshalb entstand der vorliegende Erlebnisbericht.

Ich spielte jedoch auch immer mit dem Gedanken, das Endresultat Freunden, Verwandten und Bekannten auf Weihnachten 2003 zu schenken – und entschied mich definitiv Ende Jahr.

Ich überarbeitete ab Dezember 2003 den tagebuchartigen Bericht und versuchte den Inhalt irgendwie zu gliedern. Da ich dafür aber kaum Zeit hatte, blieben viele Formulierungen ein wenig handgestrickt, inhaltliche Lücken und Helvetismen – die ich absichtlich und gerne benutze – werden vorkommen: Das nehme ich in Kauf, der Leser bitte ebenfalls.

Langer Rede kurzer Sinn: Ich war mir beim Verfassen dieses Textes von A bis Z völlig selbst überlassen und damit zweifellos überfordert. Ob der Bericht spannend oder dürftig ist, muss der Leser entscheiden.

Und zu guter Letzt: Frohe Weihnachten!

Tokio, Dezember 2003
Zino

Einleitung

Ich kontaktierte im Mai 2002 die Schweizerisch-Japanische Handelskammer, da ich mich nach deren Stipendium erkundigen wollte. Ich stellte mich kurz vor und schrieb, dass ich dieses Stipendium via das Internet ausfindig gemacht hätte und mehr darüber erfahren möchte.

Der *Chairman of the Scholarship Fund*, Paul Dudler,¹ beantwortete meine Fragen und fügte hinzu, dass ich mich meinen Angaben zufolge prinzipiell für den Erwerb des Stipendiums qualifizieren würde und ich ihm doch am besten die betreffenden Formulare, Erklärungen und Zeugnisse schicken – ich mich folglich bewerben – solle: Das wäre am einfachsten. Ich folgte seinem Rat und bewarb mich für das Stipendium.

Da ich keinerlei Kontakte nach Japan hatte, fragte ich ihn – Paul Dudler – des Weiteren ob er mir vielleicht bei der Jobsuche helfen könne, „ich wäre an einer Arbeit interessiert, die mit Politik und Wirtschaft zu tun habe“. Seine Antwort auf diese – freilich ein wenig zu direkte – Anfrage war zurückhaltend, aber affirmativ.

Ein paar Wochen später meldete er sich wieder und lud mich zu einem Gespräch zu sich nach Hause ein – ich hatte folglich die erste Hürde gemeistert und war im „engeren Kreis“ der Kandidaten.

Paul Dudler sagte mir dort, dass er meine Dokumente und Erklärungen durchgelesen habe und ich mich für den Erwerb des Stipendiums qualifiziere. Es folgte ein munteres Gespräch und er berichtete mir unter anderem, dass ein guter Freund von ihm viel mit Japanischen Politikern zu tun habe. Dieser Freund lebe in Tokio und heiße Dan Harada. Diesem Dan Harada habe er bei Gelegenheit mein Anliegen geschildert, sprich gefragt, ob er mir vielleicht eine Praktikantenstelle bei einem Politiker vermitteln könne – und dessen Antwort wäre vielversprechend gewesen, in etwa: „I think it’s possible“.

Neben der geplanten Arbeit spielten natürlich meine Japanischkenntnisse eine entscheidende Rolle. Das Stipendium verlangt ein solides Grundwissen, das ich jedoch nicht hatte. Ich schlug deshalb folgenden Deal vor: Ich verpflichtete mich vertraglich, dass *falls* ich das Stipendium zugesprochen bekomme, ich einen festgelegten Privatkurs in Japanisch nehme *bevor ich nach Japan reise*. Mit meinem Vater vereinbarte ich kurz später einen zweiten Deal, der besagte, dass falls ich das Stipendium erhalten sollte, er mir diese ebengenannten, privaten Japanischstunden bezahlt. Paul Dudler und auch mein Vater waren einverstanden.

Da der definitive Entscheid von der Stipendiumskommission abhing, verabschiedeten wir uns und ich wartete den Befund dieser Kommission ab.

Eines Morgens im Sommer 2002 erhielt ich dann den Bescheid: Das Stipendium wurde mir zugesprochen. Die Freude war riesig, das Geld war organisiert, was nun noch fehlte, war der Arbeitsplatz.

Wie abgemacht, vereinbarte ich die Privatstunden und nahm Kontakt mit Dan Harada in Tokio auf. Dan Harada antwortete umgehend und schrieb mir, dass er bei ungefähr einem Duzend Parlamentariern des Japanischen Parlamentes nachfragen würde, ob jemand an mir interessiert sei.

¹ Paul Dudler war der Chef von Novartis-Japan und ist heute *Chairman of the Scholarship Fund* der Schweizerisch-Japanischen Handelskammer. Da ich immer wieder die Frage beantworten muss, ob ich mit ihm verwandt sei oder so: Nein, ich lernte ihn via dieses Stipendium kennen, ich kannte ihn vorher nicht.

Anfangs September schrieb er mir, dass er einen Parlamentarier ausfindig gemacht hätte. Ich solle mich bei seiner Sekretärin melden, ihre Emailadresse fügte er bei.

Ich schrieb ihr, sagte wer ich bin und was ich will, erhielt aber zu meiner Verblüffung eine Woche lang keine Antwort. Ich war ratlos und sandte das Mail auf Rat Dan Haradas erneut. Mitte September kam endlich eine Antwort.

Wir – diese Sekretärin und ich – tauschten via Email Nettigkeiten aus und ein Konsens schien greifbar nah, sprich, ich dachte damals, dass nur noch der Tag meines Erscheinens abgemacht werden müsse.

Ab dem dritten oder vierten Mail forderte die Sekretärin plötzlich, dass ich „vorher“ noch einen Japanischtest abzuliefern hätte. Bedenkt man, dass sie wusste, dass ich mitten in Lizentiatsprüfungen der Universität war, war das eine Bedingung, die ich nie hätte erfüllen können: De facto war es eine freundliche Absage.

Da ich diesen Wink damals nicht wirklich verstand, antwortete ich fix: „ok, mach ich!“² Des Weiteren fragte ich sie in demselben Mail, was ich „betreffend Visum“ machen müsse, ich bräuchte dafür sicherlich „ein Dokument oder so“.

Es kam noch eine letzte Auskunft von ihr: leicht ausweichender Smalltalk ohne Inhalt betreffend Visum. Ab Ende September antwortete sie überhaupt nicht mehr.

Mitte Oktober waren die Universitätsprüfungen bestanden und ich war an eine Party der Japanischen Botschaft eingeladen: Die Handelskammer feierte den Abschied des Botschafters und mehrere Stipendiaten waren anwesend.

Paul Dudler sagte mir dort, dass er via Dan Harada mitbekommen habe, dass die Sekretärin wütend auf mich sei und fragte mich, was ich denn geschrieben hätte. Ich fiel aus allen Wolken und antwortete, dass ich mir keines Fehlers bewusst sei. Die Sekretärin hätte sich nicht mehr gemeldet, „warum? ich habe keine Ahnung“. Ich fragte natürlich, was mir vorgeworfen würde. „Das wisse er eben auch nicht genau“, antwortete er mir – wir waren beide ein wenig sprachlos.

Paul Dudler schlug deshalb Folgendes vor: Dan Harada habe ihm auch noch gesagt, dass er noch einen anderen Parlamentarier „an der Angel“ hätte, einer, der von der Idee „begeistert“ gewesen sei, einen Schweizer als Praktikanten rüber zu schicken. Er schlug deshalb vor, die erzürnte Sekretärin und deren Parlamentarier zu vergessen und auf dieses „zweite Pferd“ zu setzen. Damit sich Ähnliches nicht wiederholen kann, soll ich „still und passiv abwarten, nicht nach Japan mailen und abwarten, wie es weitergeht.“³

² Diese Antwort war naiv, aber ich hatte eh nicht die Zeit, lange rumzufeilschen. Ich wollte ihr mit meiner Antwort einfach zeigen, dass ich es ernst meinte. Aber am Entschiedensten war wohl, dass ich damals nicht wusste, wie viel „Pferde“ Dan Harada denn sonst noch im Stall hatte: Was hätte ich getan, wenn er mir zwei Wochen später gemailt hätte: „Ben, this was the only possibility! Sorry, best, Dan“?

³ Diese „Jagd“ auf mich schien weiter zu gehen: Anfangs November schrieb mir Paul Dudler, dass ich mich bitte umgehend bei ihm melden soll. Als ich ihn anrief, fragte er mich ein wenig verwirrt: „ob ich nach Japan telefoniert hätte, wegen dem Visum...ein Beamter dort würde das behaupten und die „tun“ nun enorm schwierig.“ Selbstverständlich hatte ich nie dort angerufen, aber warum mir schon wieder jemand mit aus den Fingern gesogenen Geschichten das Leben schwer machen wollte, verstand ich nicht. Paul Dudler glaubte mir – Gottseidank – erneut.

Also wartete ich ab und lernte von Oktober bis Dezember 2002 intensiv Japanisch. Da ich Geld brauchte, arbeitete ich tagsüber für die UBS, abends lernte ich Japanisch, jeden Abend stundenlang. Der Tag der Abreise rückte näher.

Als es schließlich Januar wurde, wusste ich immer noch nicht mehr. Ich wusste, dass ich von Januar bis März eine Sprachschule besuchen würde, was jedoch danach käme oder folgte, war alles andere als klar.

Oder allgemeiner formuliert: Bevor ich nach Tokio abflog, wusste ich, grob gesagt, drei Dinge: Dass ich mindestens ein Jahr in Japan bleiben muss (eine Bedingung des Stipendiums), dass ich von Januar bis März eine Sprachschule besuche und dass ich in Tokio diesen „Dan Harada“ kontaktieren muss, damit ich meinen Job bekomme: mehr wusste ich nicht.

Trotz all dieser Unsicherheiten flog ich am 8. Januar 2003 nach Tokio.

Und so kam es, dass ich an einem kalten Samstagmorgen, dem 18. Januar 2003, an der Bushaltestelle in Takadanobaba, Tokio, auf diesen Mann namens „Dan Harada“ wartete. Er kam, musterte und begrüßte mich: „Ben..?!... Hi, I’m Dan. Let’s take the train, we go down to the Pacific..“

Aber ich beginne besser von Anfang an:

Die Ankunft im fremden Land

Ich landete am 8. Januar gegen 8 Uhr morgens in Tokio-Narita. Ich war vorher noch nie in Japan, ja noch nie in Asien.

Als ich im Flughafen herumlief, kippte meine Stimmung in ein Bangen – oder nennen wir es „Panik“. Überall waren diese apathischen, fremden, asiatischen Gesichter, diese grellen Farben der Werbungen, diese irrsinnig komplizierte Schrift, die schrillen Stimmen und dieser allgegenwärtige Lärm. Die Vorstellung, ein Jahr in dieser fremden Kultur leben zu müssen, war eine saubere Willkommensohrfeige und ich wäre in diesem Augenblick am liebsten gleich wieder in die Schweiz zurückgeflogen. Ich riss mich jedoch zusammen und nahm meine kleine Reise durch Tokio in Angriff.⁴

Das Ubahnsystem überforderte mich anfangs gewaltig, und meine viel zu grossen und viel zu schweren Koffer gaben mir den Rest. Die ersten Paar Stunden waren die reinste Abplagerei.

Nach ein, zwei Tappigkeiten kam ich jedoch um Mittag bei meiner Herberge an: in Seibu Yagisawa, im Westen Tokios.



Der Fuji-San, aufgenommen vom Dach meiner Herberge aus

Ein älterer Japaner empfing mich freundlich und zeigte mir mein Zimmer: Das Wohnheim war eine Mischung aus Hotel und, sagen wir, einer Abtei: Der Komfort eines Hotelzimmers: Fernseher, Bett, Klimaanlage und so weiter, aber die Regeln einer Abtei: Die Eingangstür wurde um 12 Uhr geschlossen, kaum Gemeinschaftsräume – von Mitbewohnern, mit denen man sich dort freiwillig aufgehalten hätte, ganz zu schweigen, dazu später noch mehr.

⁴ Der Flughafen Tokyo-Narita liegt *östlich* von Tokio. Meine Herberge war jedoch *westlich* von Tokio. Folglich durfte ich mich am ersten Tag mit Gepäck, Jetlag und in der Rushhour durch das berühmte Tokioter Ubahnnetz schlagen.

Wie ich herausfand, musste ich mein Zimmer mit niemandem teilen. Per Email kündigte man mir vorher an, dass ich mein Zimmer teilen müsse, Gottseidank war das jedoch nicht der Fall. Das tat gut.

Der Jetlag, das Gepäckschleppen und die unzähligen kleinen Missgeschicke, die ich auf dem Weg zum Heim erlebt hatte, waren eine härtere Landung als ich erwartet hatte. Kaum hatte ich mein Zimmer, wurde ich das erste Mal entspannter.

Am Nachmittag schaute ich mich ein wenig in meinem Städtchen um und stellte zu meiner Freude fest, dass ich – obwohl ich weit ausserhalb von Tokio war – ein paar 24-Stunden Geschäfte in der Gegend hatte.

Nach ein paar Stunden kehrte ich ins Wohnheim zurück und traf das erste Mal einen anderen Mitbewohner, einen gewisser „Lou“ aus Taiwan. Er wohnte im Zimmer direkt neben mir, studierte Japanisch und war in etwa gleich gross, alt und dick wie ich. Da er – wie ich später herausfand – ein repräsentativer Bewohner dieses Heims war, lohnt es sich, ihn ein wenig genauer zu beschreiben: Er war fürchterlich kontaktscheu, enorm unsicher und – auch dass war typisch für dieses Heim – er schien ein wenig Seife vertragen zu können. Er roch schlicht zu jeder Tageszeit, als ob er eine Woche in den Kleidern geschlafen hätte und von mir gerade geweckt worden wäre. Nicht nur er, auch sein Zimmer: Als ich das erste Mal in sein Zimmer trat, vermutete ich, dass da in irgend ner Ecke ein Tier am verwesen sein muss. Wie folgende Schilderungen zeigen werden, hatten Heim und Bewohner viele Dinge gemein.

Das Lou ein seltsamer Einzelgänger war, bemerkte ich bald, dass das ganze Wohnheim voll solcher Einsiedler ist, noch später, zu spät. Abteiartige Studentenheime ziehen halt eine bestimmte Klientel an: Einzelgänger. Die Mehrzahl der „Insassen“ schien dieses Klosterleben zu mögen und einer durchmischteren, lebensfroheren Wohnform vorzuziehen. Ich habe von Januar bis März nie Musik, ein Lachen, Partygeräusche oder Vergleichbares aus den Zimmern hören können, meistens Fernsehgebrumm oder gar nichts. Die Leute grüssten sich auch nicht im Gang, alle assen und lebten separat.

Nicht nur die Bewohner, auch die Architektur des Heims vereitelte eine Art Sozialleben: Am Eingang war eine Art Kontrollposten, Aufenthaltsräume gab es nicht, nur eine hässliche Mensa, mit zu hellem Licht, farb- und trostlosen Plastikmöbeln, verdreckten Küchengeräten, ungeleerten Aschenbecher und mit dem entsprechenden Geruch in der Luft.



Mein Nachbar aus Taiwan: Lou, die Mottenkugel.

Dass das Klima zwischen den Bewohnern gewöhnungsbedürftig kalt war, erwähnte ich bereits, aber auch dasjenige im Haus selbst ist erwähnenswert: Nur die Schlafzimmer wurden geheizt, sonst nichts. Das bedeutet aber nicht, dass die Zimmer warm waren, denn die Fenster in jenem Heim waren nicht schlecht, sondern gar nicht isoliert: Ich bemerkte eines Abends, dass die Vorhänge in meinem Zimmer wehten. „Komisch“, dachte ich, „ich hab das Fenster doch gar nie aufgemacht“. Ich fand den Grund jedoch schnell heraus: Auch bei geschlossenen Fenstern wehten in meinem Zimmer die Vorhänge, da der Fensterrahmen vom Fenster ungefähr einen Zentimeter entfernt war, dazwischen wehte es durch.

Wie ich jedoch bald herausfinden sollte, waren die Fenster nicht das einzige, was eine Renovation benötigt hätte: Als ich mich dann am Abend aufmachte, meine erste Dusche in Fernost zu nehmen, zog ich mich in meinem Zimmer bis auf die Unterwäsche aus und ging mit Hemd, Badetuch und Necessaire ausgestattet auf den Flur raus: Da fröstelte es mich schon das erste mal. Ich suchte auf meinem Stockwerk (ein ca. 50 Meter langer Gang) vergeblich nach einem Duschaum, bemühte mich schliesslich – schon ein wenig schlotternd – eine Etage runter und fand den Duschaum endlich, betrat die – selbstverständlich ebenfalls ungeheizte – Duschkabine und drehte den warmen Wasserhahn auf.

Nach 30 Sekunden war das Wasser aber immer noch eiskalt und ich vermutete langsam, dass wohl irgendetwas defekt sein müsse. Die Luft war noch wie vor bitterkalt und da die Fenster im Duschaum geöffnet waren, zogen messerscharfe Windchen um meine – langsam hellblauen – Füße.

Plötzlich wurde das Wasser ein wenig wärmer, schlotternd stand ich unverzüglich unter den lauwarmen Wasserstrahl. Ursache für das kalte Wasser war jedoch nicht ein kaputter Boiler oder so ähnlich, diese Verzögerung war einfach eine Eigenschaft dieser Dusche: Das heisse Wasser war bereits unterwegs und kurz später in meinem Gesicht: Rot wie ein gekochter Hummer und dampfend wie ein schwitzendes Pferd rannte ich aus der Kabine. Wie ich später rausfinden sollte, scheint das bei den Duschen hier öfters der Fall zu sein. Dass man häufig friert, ebenfalls.

Als ich am nächsten Tag aufwachte, war es eiskalt in meinem Zimmer. Grund war, dass ich die Klimaanlage nicht bedienen konnte, da dieses Gerät mit mir unbekanntem Kanji beschriftet war und ich am Vorabend den Versuch abgebrochen hatte, das Ding zum Laufen zu bringen. Als sie dann am zweiten Tag lief – da Lou sie mir eingestellt hatte – gab sie dafür nicht warm: Da die Klimaanlage oberhalb meines unisolierten Fensters war, wurde die warme Luft sofort unter die Decke raufgedrängt, das was zu mir runtersickern sollte, wurde gleich aus dem Fenster geblasen.

Ab neun Uhr abends zog ich häufig meine Jacke an, kroch unter die Bettdecke oder nahm den wärmenden Laptop auf den Schoß.



Mein Zimmer, aufgenommen bei Nacht. Die Klimaanlage sieht man oben

Fazit: Das Wohnheim über die Schule zu organisieren, hat sein Risiko. Das Haus war sowohl sozial wie auch was die Infrastruktur betraf eine Bruchbude und wurde drei Monate später auch tatsächlich abgerissen, deshalb musste ich Ende März umziehen.

Da ich mich sowieso voll aufs Japanischlernen konzentrieren wollte, gefiel mir diese Art Heim gar nicht so schlecht. Geschrieben tönen diese Defizite viel schlimmer, als sie für mich damals waren. Ich schlief ja eh nur dort, ich war ja noch unfähig, echte Konversation auf Japanisch zu betreiben. Am Anfang war für mich Alles so neu und aufregend, dass mich diese Mängel nicht gross störten.

Am Sendagaya Japanese Institute⁵

Wie Anfangs schon erwähnt: Mein Plan war es, die ersten drei Monate eine Sprachschule zu besuchen und danach bis Ende Jahr bei einem Parlamentarier zu arbeiten. Diese Schule organisierte ich noch von der Schweiz aus und musste nun, am zweiten Tag, das erste Mal dort erscheinen.

Laut Plan hatte ich um 11 Uhr bei der Schule zu sein, ein Einteilungstest stand auf dem Programm. Ich stand folglich um 7 Uhr auf und machte mich auf den Weg Richtung Takadanobaba, einem Studentenquartier im Westen von Tokio. Soviel wusste ich von diesem Einteilungstest: Je nach Anzahl erreichter Punkte wird man vier verschiedenen Klassen unterschiedlicher Schwierigkeitsstufe zugeteilt. Andere Stipendiaten berichteten mir, dass Europäer normalerweise in die schlechteste Klasse kommen. Meine Erwartungen hielten sich folglich in Grenzen.

Ich fand die Schule ungefähr zwei Stunden zu früh und schlich deshalb ein wenig in der Gegend rum. Gegen elf Uhr kehrte ich zur Schule zurück, wurde von einem älteren Japaner zum Sekretariat geführt und sass zehn Minuten später an einem Pult mit meinen Japanischtest. In einer Stunde galt es vier A4-Seiten zu bewältigen.

Nach einer Stunde hatte ich dann ein Drittel der Fragen verstanden und so gut es ging beantwortet, die Hälfte davon jedoch leider falsch und ich wurde natürlich der Anfängerklasse zugeteilt. Sie sagte mir, dass ich um ein Uhr im Zimmer 7A sein soll.

So traf ich dann meine Klassenkameraden: Meine Klasse bestand aus 15 Personen, im Schnitt ungefähr 25 Jahre alt:⁶ Zwei ein wenig unnahbar-arrogante Amerikaner, zahlreiche leicht apathisch-depressive Koreanerinnen und Koreaner, ein gutgelaunter und kontaktfreudiger Indonesier und ich. Grund für die Stimmungen waren die Einteilungstests: Für viele Koreaner war es eine herbe Enttäuschung in diese „Behindertenklasse“ gekommen zu sein.

Anfangs sorgten die Koreaner für eine fürchterlich gehemmte Stimmung im Zimmer, wie eine Selbsthilfegruppe von schwererziehbaren Teenagern, danach tauten aber die meisten auf und konnten wieder lächeln. Und nach vier Stunden war das Ganze schon vorbei: Wir lernten die ersten Floskeln, Ländernamen und durften uns alle vorstellen.

Dass der Unterricht auf Japanisch war, versteht sich von selbst. Was ist sonst noch erwähnenswert?

Ich hatte täglich von ein bis fünf Uhr Schule. Im Zentrum stand Hemmungen abbauen. Die Grammatik wurde kurz erklärt und dann gleich mit „Rollenspielen“ eingeübt, und zwar vor der ganzen Klasse.

⁵ **Sendagaya Japanese Institute**, 1-31-18, Takadanobaba, Shinjuku-Ku., Tokyo 169-0075 JAPAN

⁶ In anderen Klassen dieser Schule war das Verhältnis ähnlich: 90 Prozent waren Asiatische Twens. Mir gefiel dies das sehr gut: Der Unterricht war zügig und da kaum jemand brauchbar Englisch sprach, konnte ich nicht laufend ins Englische zurückfallen.



Ein Rollenspiel wird vorgetragen

Einen erwähnenswerten Unterschied zu westlichen Schulen stellte ich bei den Fragen der Lehrer fest: Hier wurden – für westliches Empfinden – zu persönliche Fragen gestellt, und zwar quer durch die Klasse: Zivilstand, Anzahl Kinder, was man gestern Abend gemacht habe, wie alt man sei,⁷ was man nächstes Wochenende vorhabe, welche Lehrerin die schönste sei und ob man sie attraktiv finde, was der Vater oder Mutter für einen Beruf hätten und so weiter. Unter Freunden sind solche Fragen völlig normal, aber nicht in einer Klasse und schon gar nicht wenn alle zuhören.

Als Lernkontrolle hatten wir – es war eine Privatschule – wöchentlich Prüfungen: 70 von 100 Punkten musste man in diesen erreichen, sonst musste man die Prüfung wiederholen – und wessen Punktescore nach drei Monaten unter 70 Prozent war, kam keine Klasse weiter.⁸

Am Anfang verleitete das viele dazu, den Lernstoff zu unterschätzen. Ein Beispiel zeigt dies anschaulich: Shawn, ein Amerikaner, der seit über 10 Jahren mit einer Japanerin verheiratet war und deshalb zahlreiche Dinge auf Japanisch schon artikulieren konnte, war in der ersten Woche einer der besten Schüler, ich jedoch nicht. Es handelte sich damals um relativ simple Tests, in denen ich unter den Schlechtesten war, Shawn unter den Besten. Da wir miteinander gut auskamen, lernten wir häufig zusammen und es war anfangs eher so, dass ich von ihm profitierte und nicht er von mir. Eine Woche später, lagen wir im Test in etwa gleich auf und ab Februar rutschte er ab, ich rauf, da ich täglich gegen drei Stunden mehr lernte als er. So kam es dann, dass ich ab Februar meistens unter den vier Besten der Klasse war, er unter den Schlechtesten, in der Gegend von 50 Punkten. Er kam nie wieder „rauf“ und musste am Ende sitzen bleiben und gab – da er mein bester Freund hier wurde, hatte ich mit ihm das ganze

⁷ Die Frage, „Wie alt bist du?“, wird in Japan häufig gestellt. Ich weis es nicht warum, vermute jedoch, dass es helfen soll, eine Rangordnung zu schaffen. Rauszufinden, ob ein anderer älter oder jünger ist, scheint in einer konfuzianischen Gesellschaft zentral zu sein.

⁸ Mit „Klassen“ sind Dreimonatskurse gemeint.

Jahr hindurch viel Kontakt – das Japanischlernen auf. Nochmals bei Null anzufangen, war zuviel verlangt.⁹

Rutschte einer unter die 70er-Marke, war das nicht eine Bagatelle, da es ab diesem Zeitpunkt auch keinen Spass mehr machte, Rollenspiele vortragen zu müssen. Der Unterricht wurde diesen Leuten sichtbar zur Qual, diese Leute stellten kaum noch Fragen und fingen schliesslich an, die freiwillige, teure Schule zu schwänzen. Für diese Leute war der Zug abgefahren und die Präsenz im Unterricht wurde eine reine Alibiübung.¹⁰

Abschliessend möchte ich noch auf drei weitere Aspekte der Schule eingehen: Das Rollenverständnis der Lehrer, die Möbel und die Freizeit.

Tsukada-Sensei war eine Lehrerin von uns. Niemand mochte sie wirklich, da sie zum Einen eine leicht unfähige Dozentin war und zum Anderen und auf ihrer Rolle als Lehrerin bestand, was heissen will, dass wir Schüler in ihrem Verständnis nicht Kunden der Schule, sondern so eine Mischung aus Untergebenen und Schutzbefohlenen waren. Diese Lehrerin wäre nicht weiter erwähnenswert, wäre sie die einzige gewesen: sie war es jedoch nicht und ihr Beispiel veranschaulicht ein grundlegendes Problem der Schulen hier: Westler halten sich für Kunden der Schule, nicht für Untergebene. Japanische Lehrer sehen das hier jedoch häufig anders. Der Lehrer ist im Japanischen Selbstverständnis der Meister, der Schüler hat ihm zu gehorchen – im Westen sind diese Zeiten Vergangenheit, in Japan häufig Gegenwart. Für die Westler ist ein Lehrer einer Privatschule ein Angestellter und hat uns das zu bieten, was wir von ihm verlangen, nicht umgekehrt. Solche Missverständnisse hatten natürlich unangenehme Folgen.

Eines Morgens beispielsweise geschah es, dass Tsukada-Sensei uns mitteilte, dass das Tragen von Hüten, Sonnenbrillen oder Schälern dem Lehrer gegenüber respektlos und deshalb in Zukunft zu unterlassen sei. Selbstverständlich stand eine solche Regel nicht im Statut der Schule, die Lehrerin umging dieses Manko in ihrer kleinen „Verordnung“ jedoch elegant: Sie verhängte nicht im Statut vorgesehene Sträfchen, sollte sich jemand nicht an ihre Aufforderung halten: Diejenigen, die ihrem Höflichkeitsideal nicht nachkamen, dem Lehrer nicht gehorchten, bekamen zufälligerweise halt immer die unbequemereren Aufgaben. Mal musste ein Schalträger an der Wandtafel Japanische Grammatik erklären, mal jemand was vorsingen, und so weiter.

Der Versuchung, berufliche Macht für Persönliches zu missbrauchen, kann halt nicht jeder widerstehen. Da ich in solchen Machtkämpfchen mit unfähigen Lehrerinnen viel mehr Routine hatte als die Lehrerinnen mit aufmüpfigen Schülern, hatten für mich diese Sticheleien keine bösen Folgen. Die Lehrerin kündigte einmal eine mündliche Prüfung an und da sie gleich demonstrieren wollte, was sie damit meinte, forderte sie mich (Baseballmütze) und eine Koreanerin (Schal) auf, gleich vor der ganzen Klasse einen 5 minütigen Dialog zu improvisieren.

Ich fand solche Dinge hilfreich und machte es mit einem Lächeln, andere Leute litten jedoch darunter und wurden so langsam aus der Schule geekelt.

⁹ Leute, die auf Japanisch gerade mal ein „Hallo“ oder „Guten Tag“ rausbringen können, nennt man hier übrigens „Roppongi Gaijins“. „Roppongi“ ist ein bekanntes Ausländer-, Rotlicht- und Anbagger-Quartier hier. „Gaijin“ bedeutet Ausländer.

¹⁰ Ich war übrigens am Ende der einzige Westler, der – allerdings mit grossem Aufwand und mit einem Schnitt von ca. 95 Punkten – die Klasse bestand.

In diesem Punkt – das Rollenverständnis der Lehrer und die Folgen, wenn man da anderer Auffassung ist – erlebt man als Westler einen kleinen Kulturschock. Wie gesagt, wir reden von einer *privaten*, freiwilligen Schule.

Mit diesen Machtkämpfen zwischen Lehrer und Schüler hatte ich irgendwie nicht gerechnet, mit dem folgenden ebenfalls nicht: diesen Kindermöbeln.

Wegen der Raumknappheit hier sind in Tokio alle Häuser, Zimmer und Möbel ein wenig kleiner gebaut, als sich das ein Westler gewohnt ist: Tokios Stühle und Tische sind in etwa so gross wie Schulmöbel im Westen, aber für Erwachsene gedacht. Alle Tische, die ich bisher benutzen durfte, waren nur ungefähr einen Meter breit und vielleicht 40 cm tief. An so einem Platz im gewohnten Stil arbeiten oder lernen zu können, ist ein kleines Kunststück. Ich sass deshalb anfangs immer alleine an einem Pultchen, ich brauchte schlicht Platz für zwei Personen. An diesen Tischchen vier Stunden lang ruhig zu sitzen, ist Akrobatik. Mir fiel laufend was runter und ich stiess mit meinen Beinen nonstop irgendwo an irgendwas. Die ersten 15 Minuten des Unterrichts versuchte ich mir jedes Mal das kleine Pult, mit all seine Spitzchen und Kántchen, einzuprägen und folgte dem Unterricht. Bis ich das nächste mal meine Sitzstellung änderte, hatte ich die Dimension des Möbels natürlich schon längst wieder vergessen und es krachte erneut. Ich kam mir – und wohl auch den anderen Schülern – zeitweise wie ein Verhaltensgestörter vor, denn ich war der einzige, der offensichtlich überfordert war.

Aber Schule bestand ja nicht nur aus Unterricht, sondern war für mich am Anfang Alles was ich hatte, sprich auch ein wichtiger Teil meines de facto inexistenten Privatlebens: Folgende Geschichte soll deshalb den Übergang zum nächsten Kapitel bilden:

Es war ein Glückstreffer, dass es in der Schule viele unternehmenslustige Koreanerinnen hatte. Tokios Strassen sind so belebt, dass ich mich nicht traute, abends alleine wegzugehen. Die Angst, dass ich mich in diesem Grossstadtdschungel verlaufe, war zu gross. Da ich des Weiteren mein Stipendiumsgeld noch nicht hatte, wollte ich besser mal abwarten und nicht zu früh zu viel Geld ausgeben. Am zweiten Wochenende ging ich jedoch das erste Mal aus, mit meiner Klasse.



Mein erster Ausgang in Japan

Anfangs ernährte ich mich ausschliesslich von Sandwichs, Hamburgern und Diet-Coke. Da ich die Japanischen Speisen nicht kannte und Angst vor Magenverstimmungen hatte, war das halt so eine Reaktion in mir. Ich hatte Angst, mitten auf der Strasse Magendurchbrüche zu bekommen und suchte instinktiv nach Vertrautem: Und das waren halt Sandwichs und Hamburger.

Beim ersten Ausgang mit den Koreanern gab es aber kein Entrinnen. Das Folgende ist der Eintrag in meinem ‚Tagebuch‘ in Tokio:

„Die Stimmung war langsam ausgelassen, als plötzlich eine der Koreanerinnen mich fragte, ob ich schon je von diesen Fischchen probiert hätte. Ich konnte schlicht nicht verbergen, dass es mir beim Anblick dieser kleinen, lauwarmen Fischchen halb schlecht wurde; Ich musste lachen und erwiderte, dass ich das auch nicht machen würde..

Das war allerdings eine sehr unprofessionelle und dumme Antwort von mir, weil sie zur Folge hatte, dass mich nun Alle bedrängten, es doch zu probieren. Und zwar mit Erfolg, da ich ja nicht der Hasenfuss der Schule sein wollte.

Fünf Minuten später war es so weit: Das lauwarme Fischzeugs war im Mund. Ein paar Grätchen kitzelten mir - als ob ich nicht schon genug zu kämpfen hatte - am Gaumen rum, und ich würgte ein Stück davon runter: Immer wieder 5cm die Speiseröhre runter, dann wieder 3 rauf mit dem Brechmechanismus kämpfend. Schliesslich war es im Magen, ich bekam nen Szenenapplaus und kippte ein Bier nach, um diesen Fischgeruch aus dem Mund zu bekommen. Einfach fürchterlich..

Ps: Diese Fischchen sind lauwarm bis kalt, ca. 20 cm lang und werden von Kopf bis Flosse gegessen, und zwar Alles, samt Knochen, Darminhalt und Eingeweiden. Ist der Bauch mit Eiern gefüllt, gilt das als spezielle Delikatesse..“ (Bild am Ende des Berichts: „Shishamo“)

Da ich am Tag danach mit diesem „Dan Harada“ abgemacht hatte, verabschiedete ich mich gegen elf Uhr und machte mich auf den Heimweg.

Die Treffen mit Dan Harada

Am 18. Januar erschien ich zehn Minuten zu früh am vereinbarten Treffpunkt in Takadanobaba. Dan Harada wartete bereits, begrüßte und musterte mich. Er sagte mir, dass wir runter zum Pazifik fahren, um dort bei einem Mittagessen ein paar Dinge zu besprechen. Zwei Stunden später waren wir am Pazifik und assen Pizza Margherita.



Dan Harada, im Hintergrund der Pazifik; bei Kamakura, südlich von Tokio

Soviel wusste ich von ihm: Dan Harada kommt aus Paris, emigrierte in die USA und arbeitete bis in die achtziger Jahre in New York und Washington, siedelte danach nach Tokio über, heiratete und ist hier das einzige westliche Mitglied der LDP, der Regierungspartei in Japan. Er ist ein Lobbyist für westliche Firmen und bei dieser Gelegenheit lernte er Paul Dudler, der damals Präsident von Novartis-Japan war, kennen. Die beiden wurden gute Freunde und Paul Dudler hat ihn seinerzeit angefragt, ob er mir helfen könnte: Der Kreis schliesst sich.

Wir entwickelten ein munteres Gespräch, allmählich wurde es vertrauter und schliesslich gab er mir noch Ratschläge. Erstens, dass ich mir einen transportablen Radio kaufen und viel Japanisches Radio hören soll. Zweitens, dass ich nicht zu viel mit Koreanern rumhängen soll:

“Ben, you must know... I have nothing against Koreans, but you have to be careful: Soon you'll work at the Parliament building in Tokyo and the Japanese don't like Koreans very much, do you see the problems that could arise?

And you have to speak Japanese, so try to go out with Japanese then you learn speaking.....Furthermore the Koreans might bring you to places where suddenly someone puts a gun on the table, you know. Probably not one of those you go out with, but someone in the bar where they bring you to..”

Da ich ja nicht absichtlich mit einem Duzend Koreanern im Japanischunterricht saß und eh nichts zu erwidern hatte, nickte ich nur.

Er sagte mir des Weiteren, dass er mich Anfang März das erste Mal ins Nishikawa-Büro mitnehmen würde.¹¹ Ich solle bis dahin weiter an meinen Japanischen Sprachkenntnissen arbeiten.

Es war ein sehr nettes Treffen und wie ich herausfand, war er genauso unkompliziert und sympathisch, wie ich ihn erwartet hatte. Aber ich wusste noch nichts Konkretes betreffend Arbeit, nur, dass der definitive Entscheid wohl dann fallen würde, wenn er mich mit ins Nishikawa-Büro mitnehmen wird.

Auf dem Rückweg wurde die Stimmung noch lockerer und schließlich trennten sich unsere Wege im Süden Tokios. Ich kaufte ein Radio, lernte fleißig weiter und wartete auf sein nächstes Mail, welches Mitte Februar kam.

Ich war gerade in einem Starbucks-Café und lernte Grammatik mit Shawn als plötzlich mein Handy piepste. Dan Harada schrieb: *Ben, I d'like take you to the Nishikawa office next week (25-2), is morning ok for you?*

Am 25. Februar trafen wir uns und gingen gleich Richtung Parlament. Wir betraten das Gebäude mit den Büros der Parlamentarier und vier Stockwerke weiter oben war es so weit. Ich war im Büro von meinem potentiellen Arbeitgeber.

Das Vorzimmer war winzig, vielleicht 20 Quadratmeter groß, vollgestopft mit diesen typisch Japanisch überladenen Pültchen.



In der Mitte das beladene Pult eines Sekretärs im Vorzimmer, rechts hinten der Privatteil von Koya Nishikawa¹².

¹¹ Koya Nishikawa war der Name von diesem „neuen Pferd“, dem Parlamentarier. Zudem war er Kabinettsmitglied von PM Koizumis Kabinett: Als “Parliamentary Secretary for Economy Trade and Industry”(2003), dem METI.

Als ich übrigens Nishikawa-Sensei einmal erzählte, dass ich bereits in der Schule von diesem METI gehört habe, lachte er – da er es für eine Höflichkeitslüge hielt – erfreut und herzlich. Es war jedoch wirklich so..

Ich begrüßte die drei Sekretäre, trat ins Hauptbüro und ein freundlich aussehender Mann, ca. 60-jährig, kam mir entgegen, drückte mir eine Visitenkarte in die Hand und sagte: „Guten Tag, Ich bin Koya Nishikawa und erfreut Dich kennen zu lernen!“ Ich antwortete meinen Part der Begrüßungsfloskel und wir setzten uns zur Sitzgruppe – auf dem Bild hinten rechts.

Kurze Zeit später ging die Konversation los, hauptsächlich zwischen Nishikawa-Sensei und Dan Harada. Ich wurde – Gottseidank – kaum ins Gespräch einbezogen.

Da mich Dan Harada nicht vorgewarnt oder in Gesten instruiert hatte, war ich ein wenig unsicher, wie ich mich zu benehmen hatte. Ich fühlte mich wie auf einem Minenfeld und fürchtete für meine Tappigkeiten erneut Zorn zu ernten.¹³ In dieser Situation blieb mir dann auch nichts anderes übrig, als einfach alle Gesten Dan Harada nachzumachen: ich kopierte seine Sitzhaltung, gab keinen Mucks von mir und versuchte inexistent zu sein – was nicht immer funktionierte.

Es wurde beispielsweise Grüntee serviert, und zwar in Japanischen Teetassen, ohne Henkel. Ich wusste nur, dass hier in Japan das Teetrinken eine Zeremonie ist, die von Mädchen in Kursen erlernt wird und ich fürchtete deshalb, dass der Unwissende da unzählige Taktlosigkeiten begehen kann.

Da ich mehr zuhörte als mitredete und ein wenig unterbeschäftigt war, wollte ich vom Tee probieren, der serviert wurde. Schon beim Anfassen der Tasse verbrannte ich mir die Finger, ich hatte aber leider den „point of no return“ bereits passiert. Ich riss mich zusammen, verbiss den Schmerz und verbrühte mir kurz danach den Mund, bekam einen knallroten Kopf und stellte das heiße Tässchen ein wenig zu hastig ab und hoffte, dass es niemand mitbekommen hatte. Selbstverständlich war aber dem Sohn mein Missgeschick nicht entgangen und er fragte mich, ob ich denn Grüntee nicht gern hätte. Ich befürchtete damals, dass ich bereits mit meiner Reaktion die Teekünste seiner Frau unverzeihbar beleidigt hätte – es war jedoch harmlos.

Man sagte mir, dass alles „ok“ sei und sie meinen Arbeitsplatz vorbereiten würden. Ich hatte es also geschafft.

Als wir dann das Büro verließen, verließ ich das Zimmer vor Dan Harada. Ich verabschiedete mich, drehte mich um und ging raus. Als ich dann im Vorzimmer auf ihn wartete, sah ich, dass er rückwärts laufend, Abschiedsfloskeln stetig wiederholend, sich chronisch verneigend das Zimmer verließ und dem Parlamentarier nie den Rücken zukehrte. Ich vermutete erneut, eine verhängnisvolle Respektlosigkeit begangen zu haben.

Danach fragte mich Dan Harada, ob wir schnell was Mittagessen gehen wollen. Ich bejahte und kurz später waren wir in der Parlamentskantine mit einer Portion Sushi vor uns. Aber ich mochte damals Sushi noch nicht, sagte – da ich nicht zugeben wollte, dass ich die Speisekarte kaum verstand – einfach „Sushi, ok!“ und hoffte auf ein Wunder.

¹² Dass die Büros der Politiker so klein sind, erstaunt, zumal es vor den Fenstern grosszügige Grünflächen hat. Die Frage „warum ist das so?“ drängt sich auf. Wollte „man“ vielleicht die Politiker absichtlich mit einer inadäquaten Infrastruktur ausstatten, damit die Verwaltung das Heft in der Hand behält. Oder war es Unvermögen, oder einfach Zufall? Ich weiss es nicht.

¹³ Man denke an die im Vorwort erwähnte Sekretärin des anderen Parlamentariers, welche urplötzlich wütend auf mich war: Das hatte mich wirklich leicht traumatisiert.

Ich probierte als erstes von einem Sushi, das mit Fischeiern gefüllt war. Mir wurde schlecht und ich musste – kein Witz – fast brechen. Das zweite Stück war dann so scharf, dass mir Tränen in die Augen schossen und ich auf dem Tisch verzweifelt nach Wasser suchte. Das einzige Getränk auf dem Tisch war jedoch wiederum dieser bittere, brühendheisse Grüntee.

Da ich mir sicher war, dass ich, wenn ich noch mehr Sushi essen müsste, bald brechen würde, warf ich das Handtuch. Ich fragte ihn, ob es zu unhöflich wäre, wenn ich nicht alles aufessen würde, ich hätte eben kurz vor dem Treffen noch was gegessen und sei satt. Er verneinte lachend.

Die Beispiele sollten es aufgezeigt haben: Ich hatte wegen der ersten Sekretärin einen kleinen Verfolgungswahn. Ich wollte diesmal so respektvoll wie möglich sein und nichts falsch machen. Ich hatte wegen diesen – lächerlichen Patzern – bis zum ersten Arbeitstag ein leicht flaes Gefühl im Magen und vermutete, dass es irgendwie noch schief gehen würde: Als ich anfangs April wegen dem Visum kurz in die Schweiz zurückflog, meldete sich unerwartet Dan Harada wieder: „Ich soll ihn bitte anrufen“. Ich erschrak und dachte, dass etwas schon wieder schief gegangen ist und man mich – wegen meinen Patzern – doch nicht nimmt. Er wünschte mir jedoch nur einen guten Flug und sagte mir, ich solle ihm mailen, wann ich wieder in Tokio ankomme.

Die Schule dauerte dann noch bis Ende März – und ab Anfang April hatte ich dann im Nishikawa-Büro zu erscheinen.

Umzug, Visum und ein Kapselhotel

Mein erstes Heim wurde im April abgerissen, folglich mussten alle Bewohner Ende März raus. Der Zufall wollte es, dass ich zwischen meinem Auszug aus der alten Herberge und dem Einzug in eine neue genau eine Nacht ohne Dach überm Kopf war, folglich in ein Hotel musste. Ich nutzte diese Gelegenheit, um einmal in eines dieser berühmten Kapselhotels – siehe Bild – zu gehen.

Diese Kapselhotels sind eher selten und die Hauptgäste scheinen Geschäftsleute, die den letzten Zug nach Hause verpasst haben, zu sein. Shawn, der Amerikaner, verpasste einmal nach einem längeren Ausgang mit mir seinen letzten Zug und nahm ein Taxi nach Hause: Die Rechnung war gegen 10'000 Yen (Fr.130.-) Zum Vergleich: Meine Übernachtung im Kapselhotel kostete weniger als 3000 Yen (Fr. 45.-).

Kapselhotels funktionieren wie folgt: An einer Rezeption hat es eine Garderobe mit Schließfächern. Gleich wie bei einer Turnhalle schließt man dort alle seine Wertsachen ein. Man trägt danach nur noch so ein grünes Mäntelchen, so eine Mischung aus Pyjama und Morgenmantel, den Rest schließt man, wie gesagt, ein. Da alle Gäste in diesen kleinen Mäntelchen herumlaufen, hat das Ganze den Charme einer Krankenstation.

Rasierklingen, Shampoo und Ähnliches bekommt man aus Automaten, den Schlüssel zum Schließfach bindet man sich um den Fuß.



In einem Kapselhotel: Auf der anderen Seite sind nochmals gleichviel Kapseln..

Dann geht's rauf in den Schlaftrakt: Die Vorstellung, dass mich eine robuste Tür in meiner Kapsel einsperrt, bereitete mir ein wenig Sorgen. Wie man auf dem Bild jedoch sehen kann, sind es nur dünne Bambusrollen und nicht solide Türen, die den Schlafenden vom Gang trennen. In Kapselhotels ist es folglich lauter als ich erwartet hatte, vergleichbar mit einer Berghütte. Frauen, Betrunkene oder Männer mit Tattoos werden übrigens nicht zugelassen.

Mir gefiel es ganz gut. Es war billig, sauber und praktisch – und ich kann diese Hotels weiterempfehlen.

Ab April wohnte ich in einem neuen Wohnheim in Nakai, näher beim Stadtzentrum. Mein neues Heim war – typisch für Tokio – klein, kalt und teuer.

Da mein erstes Visum nur drei Monate gültig war, musste ich vorübergehend aus Japan ausreisen: So bestieg ich am 28. März den Flieger in die Schweiz und kam am 9ten April – mit einem Kulturvisum – nach Japan zurück.

Noch eine Bemerkungen zum folgenden Teil: Nein, keine Angst, ich entschuldige mich nicht schon wieder für die Unstrukturiertheit meiner Berichterstattung, diesmal geht es um was anderes: Ich bekam an meinem Arbeitsplatz selbstverständlich Dinge mit, die vertraulich sind und die ich deshalb hier nicht erwähne. Sorry. Das ist alles.

Die Arbeit beginnt

Dan Harada mailte mir anfangs April: *Ben, let's meet Monday 14th at the exit of 'Kokkaigiddidomae' station at 9:30. Don't be late.*

Wir trafen uns und gingen erneut ins Gebäude der Diet-Members.¹⁴ Dan Harada brachte mich zum Büro, verabschiedete sich auf der Türschwelle und sagte mir noch augenzwinkernd: „Don't ruin Mr Dudlers and my reputation..“

Ich kam mir damals ein wenig vor wie ein verkaufte Haustier, das sich nun in einer neuen Familie „etablieren“ muss. Kaum hatte ich mich an die Klassenkameraden, mein Wohnquartier gewöhnt und ein wenig Nestwärme gewonnen, durfte ich wieder bei Null anfangen: Neues Wohnheim, neue Umgebung, neue Herausforderungen.

Wie meine Arbeit ab April aussah, beschreibe ich am besten mit der Schilderung der ersten paar Tage. Es hatte sich nie groß verändert.

Ich arbeitete ab April 2003 im Büro von Koya Nishikawa, einem wichtigen Parlamentarier in Japan, im Folgenden werde ich ihn häufig „Daigishi“, „Boss“ oder „Chef“ nennen.¹⁵ Mein Vorgesetzter war sein Sohn, Yasuo Nishikawa, 32jährig, er leitete das Sekretariat.

Des Weiteren waren im Büro: Yasuos Frau Miki und zwei Sekretäre mit den Spitznamen ‚Chick‘ und ‚Tack‘, beide 23; Insgesamt also fünf Personen auf einer Fläche von ungefähr 25 Quadratmetern. Als mir Dan Harada im Sommer 2002 in einem Mail mal voraussagte, dass mein Arbeitsplatz wohl einen Quadratmeter betragen werde, hielt ich es für einen Scherz. Es war jedoch kein Scherz.

¹⁴ Das Nationalparlament Japans heisst „National Diet“, eine Parlamentarier ist folglich ein „Diet-Member“. Dieser seltsame Name kommt übrigens aus dem Preussischen – Japan kopierte in der Meiji-Epoche viel vom Preussischen Staat, dieser Name ist so ein Überbleibsel.

¹⁵ Nishikawa Koya, LDP, aus dem Tochigiken. Für das Jahr 2003 war er „Parliamentary Secretary for Economy Trade and Industry“, dem METI. für das Jahr 2004 wurde er erneut Kabinettsmitglied als „Parliamentary Secretary of Cabinet office“ (Die Japanischen Namen werden übrigens in der Umgekehrten Reihenfolge gesagt. Familienname, Vorname. Nishikawa Koya (Japanisch) Koya Nishikawa (Englisch)).



Mein Arbeitsplatz

Die Sekretäre waren von Anfang an sehr aufgeschlossen und kontaktfreudig. Es traf folglich das mir bekannteste Klischee über Japanische Arbeitskultur zu: Es war und ist wie eine Familie, sobald man *drin* ist. Westler unterscheiden eher ‚Individuum‘ versus ‚Gesellschaft‘, die Japaner ‚Gruppe‘ versus ‚Rest‘: keine mysteriösen Blicke mehr, keine undurchschaubaren Gesten oder Unnahbarkeit: Familienatmosphäre vom ersten Tag an.

Seit ich in der Schule war, hat sich enorm viel geändert: Bisher war ich immer auf mich alleine angewiesen, *alleine* meine ich wortwörtlich. Das änderte sich ab April schlagartig. Ich wurde ab diesem Zeitpunkt *eingeladen* und man *half* mir bei meinen Problemen, wie ein kleines, läppisches Beispiel zeigt: Mein Laptop und Internetzugang.

Als ich im Januar das erste Mal ins Internet wollte, suchte ich gegen eine Stunde lang ein Internetcafé und als ich eines gefunden hatte, bezahlte ich am Ende eine saftige Rechnung. Kein Mensch sagte mir, wo und ob es Möglichkeiten gibt, gratis ins Internet zu gehen.

Nun war es anders: Ich sagte Yasuo, dass „es mit dem Kabel nicht klappe, die Kabel im Büro seien einfach zu unterschiedlich, ich bekäme das nicht hin“. Eine Stunde später drehte ich mich um, bekam eine Visitenkarte in die Hand gedrückt und tauschte ein paar freundliche Worte aus: Es handelte sich um den Präsidenten einer kleinen Firma.

Wir setzten uns in die Sitzecke und redeten über alles Mögliche, hie und da auch eine Frage zum Computerproblem. Nach 30 Minuten Smalltalk wurden zwei Computerkabel bestellt, am Abend zum Essen abgemacht und weitere Freundlichkeiten ausgetauscht. Solche Probleme von mir wurden ab April von Profis gelöst.



Ich, mit Yamaguchi und dessen kleinem Bruder

Am zweiten Arbeitstag gingen wir – wegen der Willkommensparty alle ein wenig verkatert – an eine Sitzung ins Hauptgebäude der LDP.¹⁶ Es waren ungefähr 30 Parlamentarier anwesend, welche eine saubere Stunde über irgendwelche Zinssenkungen diskutierten und ich schlief fast ein, da ich kaum ein Wort verstanden hatte.

Als wir dann das Haus wieder verließen, strömten die Reporter scharenweise auf den Sitzungsleiter los. Fuhren wir mit der Limousine an Polizisten vorbei, salutierten die Polizisten, da sie das Parlamentswappen auf unserer Windschutzscheibe erkannten.

Ich erlebte es übrigens immer wieder, dass wenn ich meinen Ausweis – mit dem ich ins Parlament reinkomme – sichtbar trug, Polizisten beim Erblicken des Wappens zusammenzuckten und höflich grüßten.

Am Nachmittag zeigte mir dann Yasuo das berühmte METI, in dem mein Chef eben einen wichtigen Posten hat als „Parliamentary Secretary for Economy Trade and Industry“ hat, folglich wir im METI ein und ausgehen konnten, wie und wann wir wollten.

¹⁶ Liberal Demokratische Partei (LDP). Die stärkste und deshalb auch regierende Partei Japans.



Fotoshootings im METI (hinter mir: Yasuo Nishikawa - von ihm stammte die Idee, dieses Foto aufzunehmen - sowie zwei METI-Sekretäre)

Bald erhielt ich meinen ersten Job: Ich durfte Briefe übersetzen. Anfangs waren es eher Dankesbriefe und Nettigkeiten, bei welchen Fehler harmlos gewesen wären. Ich schlug diese Arbeit vor und Yasuo war einverstanden. So konnte ich täglich weiterlernen, denn das Übersetzen ist und war für mich eine enorme Herausforderung – zumal ich anfangs ja erst seit acht Monaten Japanisch lernte.

Ich stellte das ganze Jahr hindurch sicher, dass ich von meinem Aufenthalt profitieren konnte. Diese Aussage tönt banal, sie ist es jedoch nicht. In so einem Sekretariat gibt es genug stumpfsinnige Arbeit zu erledigen: 700 Briefe falten, Briefe öffnen, Datenbanken füttern, Datum auf Visitenkarten stempeln und so weiter. Ich leistete deshalb nur soviel, wie man von mir verlangte, den Rest der Zeit kümmerte ich mich um mein Japanisch, um in „wichtigere“ Aufgaben reinzuwachsen.

So geschah es dann auch, dass ich ab Mitte Jahr Briefe von westlichen CEOs oder gar Präsidenten beurteilte, nicht einfach übersetzte. „Dieser Afrikanische Parteipräsident will zwei Schiffe kaufen, für Passagiere, hochseetauglich“, „Der CEO von Morgan Stanley gratuliert, kein Treffen“ etc.

Als wir dann im Herbst Wahlen hatten, kamen noch Wahlspezifische Dinge hinzu, auf die ich dann separat eingehe. Kurz und gut: Ich stellte von Anfang bis Ende sicher, dass ich das Maximum aus meinem Jahr raushole – und Yasuo unterstütze mich da vorbildlich.

Ich hörte übrigens auch, dass Amerikaner – welche hier via die John Hopkins-Universität zwei Monate herkommen – plusminus für Pressedienste eingesetzt werden.¹⁷ Sprich, Artikel für Amerikanische Zeitungen schreiben und nie Zeit haben, ihr Japanisch zu verbessern, Japan wirklich zu erleben oder von den Parlamentariern hie und da eingeladen werden. Folgendes Beispiel ist wiederum typisch für *mein* Japanjahr.

¹⁷ Die glaubten mir fast nicht, wie viel Freiraum ich hatte und was ich alles machen durfte.

Als wir das erste Mal im METI-Büro waren – das war Mitte April – lud mich Daigishi zu einem Nachtessen „mit Freunden“ ein. Diese Sache machte mir ein wenig Bauchweh, da ich befürchtete, allein zwischen wichtigen Leuten und folglich völlig überfordert zu sein. Da ich es ja eh nicht verhindern konnte oder wollte und die Zeit schnell verging, war es dann eines Abends so weit.

Gegen halb sechs Uhr brachen wir – zu meiner Erleichterung kamen alle Sekretäre mit – die Arbeit ab und fuhren mit dem Taxi nach Ginza, dem teuersten Stadtteil von Tokio. Wir betraten ein Restaurant, das nicht einen großen Esssaal hatte, sondern einzelne abgeschlossene Zimmer, vergleichbar mit einer Karaokebar. Durch verschachtelte Gänge erreichten wir in einem größeren Raum, etwa 70 Quadratmeter groß. Yasuo, Tack, Yamaguchi und ich wurden an einen separaten, kleinen Tisch beim Eingang hingesezt, so wie das in Japan üblich ist: Beim Eingang sitzen die Rangniedrigsten.¹⁸

Bald kamen mehr und mehr Leute und wie ich nachher den Visitenkarten entnahm: Alles Topkader von Großfirmen, insgesamt gegen 20 Leute. Dass bei solchen Essen keine Frauen eingeladen sind, versteht sich in Japan von selbst: Nur die Bedienung ist weiblich, die anderen Frauen warten zuhause.

Daigishi eröffnete das Symposium indem er alle Leute vorstellte – und zu meiner Überraschung auch mich. Auf einmal sagte er: „Ben-San, tatte kudasai, stand up!“

Daigishi erzählte der Runde, dass ich ein Praktikant aus der Schweiz sei und dass mein Großvater ebenfalls Parlamentarier in der Schweiz gewesen sei. Es folgte eine kurze Passage die ich nicht verstand, was man mir natürlich ansah und was mir auch Daigishi ansah. Er beendete seine Ansprache damit, dass ich natürlich noch Verständnisschwierigkeiten im Japanischen hätte, „wie man mir ansähe“, worauf der ganze Saal lachte.



Yasuo nutzt die Gelegenheit und fotografiert mich und Yamaguchi, als wir - im schmerzhaften, Japanischen Sitzstil - gespannt den Tischreden zuhören.

Alle geladenen Gäste hielten danach eine kurze Rede und das Essen begann.

¹⁸ Der Sitzplatz bei der Tür heisst „Shimoza“, der neben dem Chef, der bessere: „Kamiza“

Interessant und überraschend fand ich damals, dass sich viele dieser Manager und Präsidenten zu uns an den „Kindertisch“ bemühten, um Visitenkarten zu tauschen. Anfangs war mir das fürchterlich peinlich, aber bald merkte ich, dass es ja gar nicht anders geht: Als Rangniedriger kann man nur warten, dass jemand nach meiner Visitenkarte fragt und zu mir kommt, alles andere wäre unhöflich.

Anfangs waren alle Gäste ein wenig unnahbar, aber kaum war ich vorgestellt, war jede Skepsis gegenüber meiner Person wie aus dem Raum geblasen: Mein Bierglas war beispielsweise wieder mal leer, da stand ungefähr fünf Meter von mir entfernt ein Herr, 40-50-jährig, auf und sagte in einem Ton, als ob er mein ältester Kumpel wäre: „Ben, Ben...wait“. Er stand auf, kam zu mir, kniete sich – wir knieten alle, es war ein Japanisches Restaurant – neben mir nieder und füllte mein Bierglas.

Es entstand freundlicher Smalltalk, er blieb den ganzen Abend bei uns sitzen und schenkte uns laufend nach. Ein weiterer Freund von ihm kam dazu, und noch einer, und sie redeten und blödelten mit uns, als ob es bei einem solchen Treffen für Kaderleute nichts Wichtigeres zu tun gäbe, als sich mit den Sekretären oder einem stotternden Praktikanten zu unterhalten. Diese demonstrative und selbstverständliche Art, Rangniedrigere respektvoll zu behandeln, hat mich schwer beeindruckt. Und so ging das den ganzen Abend, das ganze Jahr weiter.

Zur Belustigung durfte ich – auf Wunsch Daigishis – noch im Plenum das Dessert – auf Japanisch – vor allen bestellen, „aufsagen“. Ein Manager sagte mir noch vorher, er zeige mir schnell, wie man das mache. Er machte der Kellnerin jedoch einen Hochzeitsantrag, worauf diese schreiend aus dem Zimmer rannte. Ich verstand das Ganze und wiederholte seinen Satz nicht.

Die Beispiele sollten es gezeigt haben. Es herrschte vom ersten Tag an eine enorm vertraute Atmosphäre, die folgenden drei Kapitel versuchen weitere Aspekte meiner Rolle hier aufzuzeigen.

Die Party meiner Fraktion

Anfangs Mai wurde kurzerhand angekündigt, dass wir alle zum Ball unserer Fraktion gehen würden. Was genau der Sinn der Feier war, wusste ich nicht.

Und dann war es soweit: Ein imposanter aber hässlicher Saal, mit vielen runden Tischen, riesigen Kronleuchtern und auf beiden Seiten gigantischen Buffets mit unzähligem Servierpersonal.



Der LDP-Ball meiner Fraktion¹⁹

Wir gingen an den uns zugewiesenen Tisch. Nishikawa-Sensei wollte sich neben mich setzen, verwies deshalb einen anderen Herrn von seinem Platz und setzte sich zu meiner linken Seite hin – was mir selbstverständlich schmeichelte. Während wir auf die Reden warteten, kamen fortwährend Parlamentarier für ein wenig Smalltalk vorbei.

Zum Umgang mit Parlamentariern ein kleiner Exkurs: Man erkennt im Regierungsdistrikt alle Leute an einem Abzeichen. Ich trage beispielsweise das rote Wappen des Parlaments, Chefsekretäre eine weiße Blume und Parlamentarier tragen einen roten, mit Samt verzierten, dicken Knopf im Anzug – den man auf Bildern von Premierminister Koizumi fast immer sehen kann. Das geübte Auge erkennt deshalb sofort, wer wie wichtig ist und wie er sich dementsprechend zu benehmen hat.

Parlamentarier werden natürlich viel respektvoller behandelt als das normale Fussvolk. Kam ein Parlamentarier in unser Büro, standen sofort alle Sekretäre auf und einer der Sekretäre eilte ins Chefbüro, um Nishikawa-Sensei vom Gast zu berichten. Die Stimmung in unserem Büro änderte sich dann schlagartig, da alle Sekretäre sofort aufstanden, sich tiefer verneigten

¹⁹ Vielleicht eine Bemerkung zu der Bedeutung der „Fraktionen“ (auch „Faktionen“ genannt) in Japan: Die sind hier starke Unterparteien *innerhalb* der LDP. (Folglich versteht man in Japan unter „Fraktionen“ etwas anderes als in der Schweiz)

und ihre Respektsfloskeln schneller, hysterischer und mit mehr Stakkato artikulierten.²⁰ Auch wenn der andere Parlamentarier nur seine Visitenkarte kurz abgeben wollte und auch wenn gerade ein anderer Gast in einer Besprechung war, kam Nishikawa-Sensei unverzüglich aus seinem Büro raus, um den anderen Parlamentarier mit einer tiefen Verneigung zu begrüßen.

Fazit: Parlamentariern gegenüber gelten irrsinnig höfliche Rituale, grob gesagt: aufstehen, verneigen, still sein – und wenn man was gefragt wird, laut und deutlich antworten.

Kam an jenem Abend ein Parlamentarier an unseren Tisch, stand natürlich der ganze Tisch auf, keiner sprach, ass, rauchte oder trank mehr und wartete auf das „setzt Euch bitte!“ des Parlamentariers.

Daigishi redete kurz mit uns und verliess dann den Event. Es folgten weitere Reden, teils kämpferisch und teils lustig – wie ich der Reaktion vom Publikum entnahm: ich verstand kaum was – sein mussten: Wer die Redner waren, wusste ich damals noch nicht.

Ein Redner hinterliess bei mir jedoch einen nachhaltigeren Eindruck: Den lästigen Stab des Mikrophons stellte er gleich beiseite und als die Rede losging, verstand ich, warum: wie ein Raubtier im Käfig tigerte er auf dem Podium umher, mit lauter Stimme zehn Minuten selbstbewusste und kämpferische Töne von sich gebend, oder sagen wir schreiend. Es folgte noch eine weitere Rede und schliesslich das Essen. Nach dem Essen pilgerten die beiden Redner dann von Tisch zu Tisch, auch an den unsrigen.

Zuerst kam der Chef der Fraktion und dann der Kampfredner. Der erste hiess „Eto“, der letztere „Kamei“: zusammen bilden Sie die hier berühmt-berüchtigte „Eto-Kamei-Fraktion“, welche im Parlament eher rechts anzusiedeln ist.²¹

Etos Blicken konnte ich gekonnt ausweichen. Es war unübersehbar, dass er mit mir ins Gespräch kommen wollte und wissen wollte, wer der Ausländer²² an seiner Fraktionsversammlung ist. Er traute sich aber nicht recht zu fragen, wohl auch, weil ich den Blick immer rechtzeitig abwandern liess, wenn er zu einer Frage ansetzen wollte.

Nicht so bei Kamei, der fünf Minuten später kam. Da half nichts.

Kamei fixierte mich gleich von Anfang an und liess nicht locker. Wie ein Raubtier halt. Er ignorierte den Tisch und schien nur an mir interessiert zu sein: wer ich bin, woher ich komme und was ich hier mache, warum ich meine Haare so kurz schneide, alles wollte er wissen.

Alle diese Fragen stellte er zwar nicht unhöflich, aber für einen Japaner ungewöhnlich ruppig und direkt. Das ganze mit seiner berühmten Stimme, die alle Anwesenden spüren liess, wer hier der Chef im Saal ist. Am Tisch herrschte weniger ein respektvolles als ein ängstliches Schweigen. Der ganze Tisch zitterte leicht davor, von ihm angesprochen zu werden. Das hatte zur Folge, dass auch die kleinste humoristische Bemerkung am ganzen Tisch ein Gelächter auslöste, das mit dem Scherzgehalt der Bemerkung in keiner Relation stand. Beispielsweise

²⁰ Bei normalen Gästen kümmert sich nur ein Sekretär um den Gast, die anderen bleiben sitzen und arbeiten ruhig weiter.

²¹ Shizuka Kamei ist einer der populärsten Politiker Japans. Alle scheinen ihn zu kennen. man sieht ihn häufig im TV und in Zeitungen. Dass ich mit ihm hie und da „die Ehre“ hatte, beeindruckte Japaner am meisten.

²² Ich war das Ganze Jahr hindurch der einzige Ausländer hier, im Regierungsgebäude. Nur im Sommer kamen kurz zwei Amerikaner her, welche jedoch gleich wieder gingen.

fragte er mich einmal, warum ich denn die Haare so kurz schneide.²³ Ich antwortete, dass die mir eh ausfielen und es am billigsten und praktisch sei. Der Tisch tobte vor Lachen.



Links: Takami Eto / Rechts: Shizuka Kamei ist zweiter von links²⁴

Da der ganze Tisch es förderte, ging das Frage-Antwort-Spiel – besser gesagt: Katz und Maus-Spiel – zwischen mir und Kamei munter weiter. Als er mich dann fragte, warum ich denn ausgerechnet bei einem *Japanischen* Parlamentarier arbeite und ich bei der Antwort ein wenig in Verlegenheit geriet, wollte es der Zufall, dass jemand am Mikrofon die Schlusszeremonie ankündigte. Er verabschiedete sich und verliess den Tisch. Kurz später war das Fest zu Ende.²⁵

Der Bowlingkontest meiner Fraktion

Anfangs Juni diskutierten wir im Büro, ob wir am Bowlingkontest unserer Fraktion teilnehmen sollten. Ich sagte, dass ich ein anständiger Bowlingspieler sei und Lust hätte, teilzunehmen, folglich gingen wir.

Wie sich beim Training jedoch herausstellte, hiess der Favorit in unseren Reihen Tack. Er erzielte beim Training gegen 140 Punkte, ich wurde jedes Mal letzter.

Am besagten Tag ging's dann los: Ungefähr 30 Sekretäre der Eto-Kamei-Fraktion kämpften um den ersten Preis, eine Digitalkamera. Vier Personen spielten auf einer Bahn und nach zwei Durchläufen sollte derjenige das Turnier gewinnen, der absolut am meisten Punkte erzielt hatte.

Tack legte gleich im ersten Durchlauf ein Spitzenresultat vor, Yasuo war im Mittelfeld und Chick und ich krochen in der Endgruppe rum. So ging's im gleichen Stil weiter und um mich

²³ Kurze Haare oder Glatze ist auch in Japan eher eine Frisur der Rechten Kreise.

²⁴ Im LDP-internen Wahlkampf 2003, als Shizuka Kamei PM Koizumi (ganz rechts) herausforderte.

²⁵ Nachtrag: Am 15. Dezember war erneut „dieser“ Ball und das Ganze lief ähnlich ab. Das Katz und Maus-Spiel wiederholte sich, aber diesmal war Kamei ausgesprochen freundlich und interessiert. Und – das brachte uns alle zum Schmunzeln – beim Verlassen des Saals – die Ranghöchsten verlassen immer als erste ein Fest – kamen sie beide an mir vorbei und schüttelten mir dann demonstrativ und freundlich die Hand, nur mir.

kurz zu fassen, am Ende wurde Tack vierter, Yasuo ungefähr 12ter, ich und Chick lagen ziemlich weit abgeschlagen am Ende.

Zu meiner Überraschung – und Tacks Endtäuschung – bekamen wir vier alle den gleichen Trostpreis: Einen Ventilator.



Yasuo (links) und Tack (rechts) bereiten sich auf den Bowlingkontest vor

Nach dem Turnier gab es eine kleine Stehparty, ein Buffet wurde organisiert. Am Ende kam Yasuo zu mir und bat mich, die „Schlussrede“ zu halten. Wie er mir erklärte, handelte es sich dabei um ein paar Standardätze, nach denen Alle Teilnehmer gleichzeitig ein paar Mal in die Hände klatschen. Ich sagte zu.

Wie beschrieben sprach ich die Sätzchen vor, da ich aber Yasuos Anweisungen nicht ganz verstanden hatte, klatschte ich am Ende a) zu früh und b) allein, ein Gelächter ging los und ich durfte das Ganze von Anfang an wiederholen. Seither – so sagten mir schon mehrere Leute – bin ich in der ganzen Fraktion bekannt.

Der Punkt der Geschichte ist jedoch, dass ich mich durch meinen – laut Yasuo – sehr guten Auftritt für weitere Aufgaben dieser Art empfahl. Darauf wird im nächsten Kapitel eingegangen.

Die alljährliche Party von Daigishi

Eine Woche später waren Yasuo, Tack, Yamaguchi und ich unterwegs in eine sündhaft teure Bar in Tokio, da wir dem Gesang einer Soul-Sängerin aus Atlanta zuhören wollten. Man sagte mir, dass das eine der teuersten Bars in ganz Tokio sei.

Grund unseres Besuches war, dass die besagte Sängerin am geplanten Fest von unserem Chef singen würde und wir sie deshalb beobachten wollten. Als sie vor dem Auftritt an uns vorbei zur Bühne schritt, wollte Yasuo sie kurz ansprechen. Sie erkannte ihn jedoch nicht, ignorierte ihn und seine Laune war danach entsprechend.

Während der Performance sprach die Sängerin immer wieder kleinere Sätzchen, welche nur die Pausen überbrücken sollten und nichts bedeuteten, die aber kein Japaner verstand. Yasuo fragte mich plötzlich: „*Ben, could you translate that tomorrow at the party? ...I mean what she's saying between the songs?*“²⁶ Ich winkte lachend ab, da ich es für einen Scherz hielt. Seine Miene wurde jedoch alt, ernst und kalt: „...*No?*“

Eine Zwischenbemerkung: In Japan werden Aufforderungen häufig als Fragen verkleidet. Nur weil man formal *gefragt* wird, bedeutet das nicht, dass man Alternativen hat.

Ich wusste, dass das von Yasuo angesprochene Fest von gigantischen Ausmassen war, um die 800 geladene Gäste und des Weiteren, dass diese 800 Gäste die letzten Glieder der Nahrungskette sind: Firmenpräsidenten und Politiker, dazu noch drei Fernsehstationen und ungefähr fünfzig Journalisten. An so einem Fest soll ich auf der Bühne Simultanübersetzen?

Alle schauten mich an und warteten auf meine Antwort.

Mir gefror das Blut in den Adern und mein gemütlicher Bierrausch war wie weggeblasen. Ich wäre am liebsten auf die Toilette gerannt und hätte mir ein paar Fäuste ins Gesicht geschlagen.

Ich versuchte ein wenig Zeit zu schinden und fragte, wer denn so anwesend sein würde. Es folgte ein kleines Name-dropping: Die einzigen Namen, deren Anwesenheit Yasuo verneinte, waren der Premierminister Koizumi und der Kaiser, ansonsten keine nennenswerten Abwesenheiten.

Ich ging kurz auf die Toilette um weiter Zeit zu schinden und versuchte klar zu denken. Ich hatte die Wahl zwischen Pest und Cholera: Abzulehnen wäre ein zu rüpelhaftes Benehmen gewesen, Zuzusagen eine Verpflichtung zu einem Job, den ich kaum anständig über die Bühne hätte bringen können.

Als ich von der Toilette zurückkam, versicherten mir Tack und Yamaguchi auf Englisch (!), wie gut doch mein Japanisch inzwischen sei, das wäre kein Problem, sagten sie.

Ich kam mir damals vor, als ob ich in einen Hinterhalt gelockt worden sei: Zuerst ein paar Geschenke – ich bekam kurz vorher einen maßgeschneiderten Anzug geschenkt – damit ich Schuldgefühle aufbaue und dann einen Job verlangen, den ich nur unter Druck annehmen würde. Ich sagte mir damals in etwa: „Das wird wohl was vom Allerpeinlichsten in deinem Leben werden, aber entschieden ‚nein‘ zu sagen hat bombensichere Nachteile, ‚ja‘ zu sagen nicht unbedingt. Höchstwahrscheinlich wird’s einfach nur fürchterlich peinlich, nicht mehr. Wenn er mir so was nicht zutrauen würde, zumindest, dass ich es mit Anstand und Humor über die Bühne kriege, würden er’s nicht verlangen.“

²⁶ Englisch-Japanisch

Dass ich mir übertölpelt vorkam, versuchte ich so gut es ging zu verbergen, hoffte insgeheim, dass irgendwas das Ganze später noch aufhalten würde und sagte „ok, I'll do it“.

Als mich Yasuo beim Hinausgehen noch schnell bat, der Sängerin herzliche Glückwünsche auszurichten, nutzte ich diese Gelegenheit gleich und sagte ihr auch, dass sie am Fest bitte so wenig wie möglich reden solle, da ich es Simultanübersetzen müsse. Sie lächelte ein wenig verwirrt zurück, deshalb erklärte ich ihr kurz den Sachverhalt. Nun lachte sie definitiv und sagte „ok, no problem!“

Des Weiteren wollte ich sofort die Beziehung zu Yasuo normalisieren: Da ich mir zu diesem Zeitpunkt nach wie vor ziemlich übertölpelt vorkam, konnte ich ihm kaum in die Augen schauen, ich konnte es einfach nicht, mein Blick hätte meine gekränkten Gefühle verraten. Ich raufte mich zusammen, bedankte mich später für den Abend und verabschiedete mich wie gewohnt.

Zuhause angekommen, versuchte ich mich zu betrinken, denn ich konnte nach wie vor nicht glauben, was ich da morgen zu machen hätte. Ich erfuhr keine 24 Stunden vor dem bevorstehenden Auftritt von dieser Jobzuweisung.

Am nächsten Morgen war mein Magen auf Erbsengröße geschrumpft, ab Mittag war er inexistent. Mittagessen konnte ich nicht, beim Gedanken, was essen zu müssen, wurde mir schlecht. Ich war im Büro bekannt dafür, enorm viel zu essen, da ich meine innere Anspannung jedoch für mich behalten wollte, aß ich pro forma eine kleine Portion Curryreis. Normalerweise hatte ich nach einem solchen Portiönchen noch Hunger, an diesem Freitag war mir nach dieser Menge bereits schlecht.

Da ich am Morgen eine Lohnquittung übersetzen durfte, konnte ich die Zeit vor dem Fest nicht für Vorbereitungen nutzen.²⁷ So rannte mir die Zeit davon, der Nachmittag sauste vorüber und schliesslich war Abend.

Gegen Abend fuhren wir zum Bankettsaal. Anfangs hatte ich an der Rezeption zu helfen, meine Aufgabe war es, Botschafter und ausländischen CEOs zu betreuen. Danach tigerte ich angespannt im Gang umher. Die Zeit verstrich und verstrich, ich wurde ruhiger und ruhiger und war schliesslich bereit für meinen kleinen peinlichen Auftritt, die Nervosität war weg.

Plötzlich rannte Wakami-San auf mich zu und sagte: „Ben Ben, komm!“ Ich war verwirrt ob der Eile, sprach noch ein Stossgebet und rannte ihm hinterher auf das Podium im Festsaal zu.

„Sag der Sängerin, dass sie aufhören soll.. wir müssen das Fest langsam beenden, wir müssen langsam gehen...die Leute wollten nonstop Zugaben und kein Japaner weiss, wie man ihr sagen kann, dass sie aufhören soll.“

Dass das Konzert schon stattgefunden hatte, hatte ich draussen gar nicht mitbekommen. Und ich stellte mit Riesenfreude fest, dass das Fest vorbei war, dass ich meinen zweifellos furchtbar peinlichen Auftritt gar nicht hatte machen müssen. Warum nicht, weiss ich nicht, ich hab auch nie nachgefragt.

Als die Leute hinausgingen, mussten wir allen Gästen eine Tüte mit Geschenken überreichen. Eto, der Fraktionschef, der mich damals am Fraktionsball nicht anzusprechen traute, kam extra zu mir, musterte mich erneut. Ich überreichte ihm die Tasche und sagte meine Dankfloskeln. Gleich wie beim damaligen Fraktionsball im Mai sah ich ihm an, dass er

²⁷ Simultanübersetzen braucht keine Vorbereitung, *wenn man es kann*. Wie bereits erwähnt: Ich war für so einen Job hoffnungslos unterqualifiziert.

enorm gerne mit mir gesprochen hätte, warum er es jedoch wiederum bleiben liess, weiss ich nicht. Er bedankte sich und verliess das Fest.

Danach waren wir alle im Festsaal und guter Laune. Ich nutzte die Gelegenheit der Stunde noch, ging zu meinem Chef und bat ihn um ein Foto.²⁸



Koya Nishikawa: "Parliamentary Secretary for Economy Trade and Industry, Member of the National Diet of Japan"

Danach gingen wir noch gut essen und mit dem Taxi heim – auf Kosten des Büros, versteht sich.

Schlussbemerkung: Am Montag war alles vergessen, Alle waren wieder wie vorher. Ab diesem Bowlingkontest wurde ich aber mehrfach gebeten, mich vor größeren Gruppen selber und auf Japanisch vorzustellen.²⁹

In den zwei folgenden Abschnitten gehe ich weniger auf die Arbeit selbst, sondern auf mit der Arbeit irgendwie verwandte Themen ein.

²⁸ Während den Blitzlichtern – auch andere Leute fotografierten es – sagte er zu mir: „So, der jetzige Parlamentarier Japans und der künftige der Schweiz..“ Grund: Er fragte mich bei unserem ersten Treffen im Februar, ob ich denn vorhabe, auch mal in die Politik zu gehen. Ich erwiderte damals: „Mein Grossvater war auch ein Parlamentarier (FYI: Walter Allgöwer), es wäre gut möglich..“ An dieser Antwort hatte er eine Freude und sprach mich immer wieder drauf an.

²⁹ Wohl gemerkt: Normalerweise sind Rangniedrige still, werden z.T. vorgestellt – beim Businessessen im Mai wurde auch Yasuo nur vorgestellt, er musste nichts sagen. Die Firmenleute mussten kurz was sagen: Aus diesem Grund wusste ich es zu schätzen, wenn man das von mir verlangte.

Die Sarin-Gas Attacke von 1995

Der Tsukiji-Fischmarkt ist ein beliebtes Touristenziel in Tokio. Jeden Morgen fahren Schaulustige zu diesem Fischmarkt und bestaunen die Versteigerungen der frisch gefangenen Fische. Dass dort das bekannteste Verbrechen in Japans Nachkriegsgeschichte begann, wissen jedoch die wenigsten.³⁰

In der Rushhour des 20. März 1995 fingen einige Passagiere der Hibiya-Line, welche an diesem Fischmarkt hält, zu husten an und rieben sich die Augen. Da Grippensaison war, hielten viele Passagiere diese Symptome für Nebenwirkungen ihrer Medikamente und ignorierten die Symptome. Auch wenn andere Leute Reizhusten oder Vergleichbares hatten, fiel das nicht auf: In Tokios U-Bahnen hat es laufend sonderliche Gerüche, vor Allem beim Fischmarkt. Dass Leute in der Grippensaison husten, ist normal, dass Leute schlafend dasitzen oder einer brechen muss, ist nicht zu Aufsehen erregend. Ja sogar dass Selbstmorde in oder mittels U-Bahnen verübt werden, ist nicht zu ungewöhnlich, auch ich kam deshalb schon zu spät zur Arbeit.

Als mehr und mehr Leute in Atemnot kamen, aus dem Zug stiegen und kollabierten, begriff der Schaffner, dass da was nicht stimmen konnte. Er vermutete, dass „eine Bombe explodiert sei“, die giftige Gase freigesetzt habe und schlug Alarm. An der Tsukiji-Station wurde die erste U-Bahn evakuiert. Kurz später geschah Ähnliches in vier weiteren U-Bahnen Tokios, welche dann ebenfalls evakuiert wurden.

Bahnangestellte fanden dann in Zeitungspapier gewickelte Beutelchen und versuchten die daraus auslaufende, grüne Flüssigkeit mit Mob und Zeitungspapieren aufzunehmen. Die Angestellten kollabierten kurz später, ihre Körper fingen an zu zucken, Schaum bildete sich im Mund, sie wurden bewusstlos und starben.³¹ Doch was war eigentlich geschehen?

Am 20. März 1995 bestiegen fünf Mitglieder der Aum-Sekte verschiedene U-Bahnen Tokios und warfen unauffällig ein paar in Zeitung gepackte Beutelchen auf den Boden.³² Kurz bevor sich die Türen schlossen, stachen sie die Päckchen mit einem zugespitzten Regenschirm auf und rannten aus den U-Bahnen.

³⁰ Eine eindrückliche Schilderung bietet ein Buch von Haruki Murakami, der sich ja auch in seinen Fiction-Romanen häufig mit Tokios Untergrund beschäftigt. Wer Murakamis *Hardboiled Wonderland and the End of the World* oder *The Wild Sheep Chase* gelesen hat weiss, dass sich Murakami für die dunklen Seiten der Gesellschaft interessiert. Haruki Murakami: *Underground: The Tokio Gas Attack and the Japanese Psyche* (2000).

³¹ Sarin ist eine von Nazi-Deutschland entwickelte, hochgiftige Substanz, welche sogar durch die Haut aufgenommen werden kann. Einfach ausgedrückt, funktioniert der Mechanismus wie folgt: Wenn wir einen Muskel bewegen wollen, senden die Nerven dem Muskel diesen Befehl via eine chemische Substanz weiter, genannt Acetylcholine: der Muskel zieht sich dann zusammen. Soll die Muskelkontraktion aufhören, sendet der Nerv eine zweite Substanz, genannt Cholinesterase, welches die erste Substanz neutralisiert. Das Spiel kann ab dann wieder von vorn beginnen. Sarin verhindert nun *irgendwie*, dass diese zweite Substanz ausgeschüttet werden kann, mit der Folge, dass sich die Muskeln nicht entspannen können und sich mehr und mehr verkrampfen. Bei den Opfern zogen sich deshalb früh die Pupillen der Augen zusammen, so dass die Leute kaum noch was sahen, später fingen die Gliedmassen an zu zucken, am Ende setzen lebenswichtige Organe aus und töten so den Menschen.

³² *Aum Shinri Kyo*, kurz Aum – lies: „Ohm“ – ist die Sekte des sehbehinderten Gurus Shoko Asahara und hat gegen 30'000 Mitglieder weltweit.



1995: Im Regierungsviertel

Der Zufall wollte es, dass ein mobiles Kamerateam vor Ort war und Bilder der hustenden Leute ausstrahlte, welche aus dem Bahnhof raufkamen.

Da man nach wie vor keine brauchbaren Informationen hatte, wussten auch die Ärzte in Tokios Krankenhäusern nicht wirklich was los war. Man glaubte, dass die Ursache der Gase eine Explosion bei Tsukiji gewesen sei – die zu Beginn erwähnte Vermutung eines Schaffners.

Dass kaum eine Großstadt auf einen solchen Notfall vorbereitet ist, verwundert nicht. Dass man in einem so ruhigen Land wie Japan nicht an Terror dachte, ebenfalls nicht. Dass aber von über 5500 betroffenen Menschen nur 12 starben, enorm.³³ Der Grund dafür war auch ein kleines Wunder: Die Ärzte, welche einen anderen Sarin-Anschlag – wie sich später herausstellen sollte, ebenfalls der Aum-Sekte – ein paar Jahre vorher behandelt hatten, sahen die Bilder am Fernsehen, erkannten die Symptome wieder und faxten ihr Wissen sofort nach Tokio. Diese beiden Zufälle, das Kamerateam und die TV-schauenden Ärzte in Nagano, retteten viele Leben.

Aber warum erzähl ich das alles?

Nun, ich kenne die drei Bahnen, auf welche die Anschläge verübt wurden, sehr gut, ich brauche eine täglich, die anderen zwei wöchentlich.³⁴ Es gibt jedoch noch einen weiteren Grund warum ich die ganze Gasattacke von 1995 erwähne. Die Geschichte ging nach dem Anschlag weiter:

Da die Aum-Sekte schon einmal mit einem Sarin-Anschlag – wie vorhin erwähnt – Verbindung gebracht wurde, ging die Polizei mit Großrazzien gegen die Bewegung vor. Die Aum-Sekte bestritt natürlich die Beschuldigungen, die Polizeirazzien gingen jedoch landesweit weiter.

³³ Viele wurden natürlich noch verletzt: Von massiven Gehirnschäden – wegen Sauerstoffmangel – über ernste Organschäden bis zu posttraumatischen Stresssyndromen.

³⁴ Ich benutzte die Maronouchi-Linie täglich genau zu der Tageszeit, als der Anschlag acht Jahre vorher stattfand. Der Täter stieg an der gleichen Station ein wie ich, Shinshuku, und die Evakuierung von meinem Zug fand dort statt, wo ich immer ausstieg, kurz nach halb Zehn bei „Kokkaijidomae“.

Der Polizeichef Japans, Takaji Kunimatsu, der dieser Sekte das Handwerk legen wollte, wurde 10 Tage nach dem Giftgas-Anschlag auf dem Weg zur Arbeit niedergeschossen. Vier Kugeln trafen ihn und er überlebte das Attentat knapp.³⁵

Kunimatsu wurde durch dieses Attentat noch berühmter und er wurde später, sozusagen als würdevolle Abrundung seiner Karriere, Botschafter Japans in Bern.

Und dort kreuzten sich unsere Wege, denn die in der Einleitung erwähnte Botschaftsparty war eine der Sayonara-Partys von Takaji Kunimatsu. Ich brauchte seine Unterstützung, denn Kulturvisa werden nach dem Ermessen von Botschaftern ausgestellt. Deshalb veranlasste Paul Dudler, dass ich an eine der Abschiedspartys von Kunimatsu eingeladen werde – und so seine Unterstützung bekomme.

Kunimatsu sagte mir freundlich: „*Mr. Dudler told me about your plans, don't worry about the visa.*“ Und so geschah es auch, die Botschaft stellte mir das Kulturvisum im April 2003 aus.

Noch ein paar Schlussbemerkungen zur Sarin-Gas Attacke: Der Prozess gegen den Anführer ist heute, 2003, immer noch nicht abgeschlossen. Die das Verbrechen ausführenden Attentäter wurden jedoch teilweise zum Tode verurteilt und warten auf die Hinrichtung.

Ob und was für weitere dunkle Mächte hinter der Aum-Sekte stehen, ist unklar. Was sie mit dem Anschlag genau bezwecken wollten, ebenso. Gewisse Leute vermuten Beziehungen zu Nordkorea, welches ja schon mehrfach mittels Terror ausländische Regierungen einzuschüchtern versuchte. Vielleicht. Aber bekanntlich sind Sektenmitglieder häufig soziopathische, jedoch gut ausgebildete Leute, Akademiker. Traurig, aber wahr: einer der Attentäter war ein Arzt. Sekten wie die Aum brauchen kaum Nordkoreanisches Knowhow.

Man weiss es jedoch nicht sicher und wie gesagt ebenfalls nicht, was dieser Anschlag eigentlich bezwecken sollte. Unruhe stiften? Wollte Asahara gleichzeitig einen Massenselbstmord der Aum inszenieren, der allerdings schief ging? Bei dieser Aum-Sekte scheint schlicht Alles ein wenig geisteskrank zu sein, warum sollte denn ausgerechnet ein von ihr begangenes Verbrechen auf einmal Sinn machen?

³⁵ Dass es sich um ein Attentat im Auftrag der Aum-Sekte handelte, war offensichtlich. Die Aum-Sekte brachte – oder zumindest versuchte sie es – auch schon vorher mehrere Kontrahenten um die Ecke. So auch 1989 einen Rechtsanwalt samt dessen Frau und Kind. Grund? Er verteidigte Sektenmitglieder, die austreten wollten. Sowohl das Attentat auf Kunimatsu als auch den Mord am Anwalt gestanden Sektenmitglieder später.

Kleine Geschenke

Im Büro staunte ich hie und da über Fragen, die man eigentlich nur von Frauen gewöhnt ist – wenn sie dich diskret darauf aufmerksam machen wollen, dass das letzte Kompliment ein wenig lange her war. Häufig bekommt man Fragen, wie zum Beispiel: „Findest du mich lustig?“, „Wie findest du mich?“, wirst du mich vermissen?“, zu hören. Nicht von Freundinnen, sondern von Arbeitskollegen. Das menschliche Bedürfnis, geliebt zu werden, scheint bei Japanern irgendwie ausgeprägter – als im Westen – zu sein. Das Ganze ist den Psychologen auch kein Geheimnis, es befremdet trotzdem.³⁶

Diese Komplimentkultur ist – meiner Meinung nach – eine Erscheinungsform der Japanischen Geschenkkultur. Japaner beschenken sich gerne gegenseitig mit Komplimenten und Geschenken. In dieser Gesellschaft wird das Sprichwort, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, gelebt. Folglich sollte man hie und da Kleinigkeiten verschenken und mit Komplimenten nicht geizen, man wird eh laufend welche bekommen: „Du bist mein bester Freund!“, „Du bist so lustig!“ etc. Vergisst man sich zu revanchieren, wird man mit diesen seltsam anmutenden Fragen diskret daran erinnert.

Auch auf die handfesten Geschenke möchte ich kurz eingehen.

Wer nach Japan kommt, sollte kleine Geschenke mitbringen. Der Grund ist einfach: Hat man mit Japanern zu tun, wird man immer wieder welche erhalten: Ich bekam laufend Gutscheine, Telefonkarten, Nahrungsmittel, Socken, kleine Souvenirs, einmal sogar einen massgeschneiderten Anzug und hie und da Bargeld.

Ein Grund für diesen Brauch Japans ist, dass Japaner gerne Hierarchie entstehen lassen: Der Beschenkte steht in der Schuld, übernimmt die Rolle des Dankbaren und wird sich anständiger benehmen. Sinn der Übung ist, Dankbarkeit zu erzeugen, denn Dankbarkeit fördert Eintracht und vermindert Spannungen in der harmoniesüchtigen Gesellschaft Japans. Zumindest lautet so die Erklärung, welche man häufig liest und hört.³⁷

Kann man sich für diese Geschenke nicht revanchieren, wird es schnell genierlich. Deshalb sollte ein Westler immer kleine Geschenke dabei haben.

Unter Japanern ist diese Geschenkkultur jedoch ein überraschend stark formalisierter Brauch, in vielen Fällen sogar eine Pflicht: Wie im Westen ist es auch in Japan üblich, an Zeremonien die Gastgeber in irgendeiner Form zu beschenken: z.B. Fr. 1000.- für ein Brautpaar. Und wie bei uns im Westen werden diese Geschenke irgendwie erwartet. In Japan geht das Spiel nachher, nach einer solchen Schenkung, jedoch explizit weiter: Nun steht der Beschenkte in der Schuld des Schenkers und muss sich revanchieren.

Die Schenkenden erwarten, dass in absehbarer Zeit wieder etwas zurückkommt – und sie melden sich auch, sollte man seine Revanche vergessen.³⁸ Als Regel gilt, dass ein paar Monate später etwas zurückgeschenkt werden sollte, das in etwa halb so wertvoll ist, wie das erhaltene Geschenk.

³⁶ Vgl. Takeo Doi: *The Anatomy of Dependence* (1973).

³⁷ Vgl. Roger J. Davies & Osamu Ikeno: *The Japanese Mind* (2002).

³⁸ Es sind häufig Mischehen, in welchen diese Geschenkkultur für Krach sorgt: Westliche Ehemänner verstehen nicht, warum ihre japanischen Schwiegereltern plötzlich fordernd werden und etwas zurückverlangen. Ich hörte solche Klagen mehrfach.

Sprich, was oberflächlich betrachtet freundliche Aufmerksamkeiten sind, erinnert bei genauerer Betrachtung mehr an einen chronischen Kuhhandel zwischen allen mit allen. Ein Handel, der beträchtliche Summen verschlingt und das ganze Jahr hindurch betrieben wird.

Da Westler diesen formalisierten Geschenkbrauch der Japaner häufig nicht kennen, befremden „ihn“ gewisse Eigenschaften, Charaktere der Japanischen Kultur, die jedoch von dieser Geschenkkultur abgeleitet werden können.

Erstens, Japanische Geschenke sind auffallend unoriginell, dafür umso praktischer: Früchte, Socken, Reissäcke, klar erkennbare Markenartikel – ich durfte alles schon mit nachhause nehmen.³⁹ Den Grund dafür versteht man jetzt besser: Bei dieser Menge Geschenke wäre unpraktikables Zeug Unfug.

Markenartikel zu verschenken, erleichtert es dem Beschenkten, den Wert des Geschenkes möglichst präzise einzuschätzen, damit er dann beim *erwarteten* Payback ein möglichst adäquates Gegengeschenk überreichen kann und möglichst kein Raum für Missverständnisse und Animositäten bleibt.⁴⁰

Über den Wert der Geschenke wird bei Grossanlässen – wenn massenweise Geschenke kommen – Buch geführt, wem man nun wie viel „schuldet“, ob sein Geschenk zu schäbig war oder nicht. Bei der nächsten Gelegenheit wird dann die Rechnung beglichen, wortwörtlich.



Einem geschenkten Gaul schaut man ins Maul: An der Rezeption links werden die Geschenke entgegengenommen und nach rechts rübergereicht: Dort wird Buch geführt, wer was oder wie viel geschenkt hat.(Bild: Eine Wahlveranstaltung von uns Ende Oktober)

Zweitens, was auch nicht in diesen Brauch passt, ist Trinkgeld: Der Kellner würde – bekäme er ein Trinkgeld – in der Schuld des Gastes stehen und wäre deshalb verpflichtet, sich dafür

³⁹ „Unoriginell“: Unter Freunden schenken sich Japaner alles Mögliche, wie wir. Dort gelten diese beschriebenen Regeln nur beschränkt. Unter Freunden ist eh alles anders, da ist kaum noch was Japanspezifisch.

⁴⁰ Ein gutes Beispiel erlebte ich im September, als meine Eltern kurz zu Besuch kamen: Meine Mutter (Eine Cartoonistin/Grafikerin namens „Anna“) traf eine Japanische Grafikerin und schenkte dieser bei dieser Gelegenheit ein selbst illustriertes, eigenes, signiertes Buch. Die Japanerin schenkte meiner Mutter jedoch eine Tüte mit Früchten..

zu revanchieren. Da er das nicht will, wird er das Trinkgeld ablehnen.⁴¹ Weder in Taxis noch in Restaurants gibt man in Japan Trinkgeld.

Drittens: Mir fiel am Anfang auf, dass wir im Büro laufend Couverts mit Bargeld erhielten. Ich glaubte anfangs, dass da ziemlich ungeniert bestochen wird und versuchte so gut es ging, es zu ignorieren. Im August bekam jedoch auch ich das erste Mal ein Couvert mit Bargeld, 20'000 Yen. Um mich kurz zu fassen: Dass in Japan Bargeld geschenkt wird, fällt in dieselbe Kategorie. Es ist ein sehr gut einschätzbare Geschenk. Bargeld ist am praktischsten, da der Beschenkte präzise erkennen kann, wie viel er nun schuldet.

Von Westlern wird nicht erwartet, dass sie diesen Brauch mitmachen. Es trotzdem zu tun, wird jedoch kaum schaden. Wenn man nach Japan geht, empfiehlt es sich ein paar kleine Geschenke mitzunehmen: Ansichtskarten, Schokoladentafeln, irgendwas in der Grössenordnung.

Zum Schluss noch eine kleine Geschichte, welche die Leute hier amüsierte.

Mitte Jahr kam eine Flut von Geschenken ins Büro; das ist Brauch hier. Da unser Büro fast aus allen Nähten platzte, wurden die meisten Geschenke gleich an alle weiterverteilt: Ich schleppte täglich Einkaufstüten mit Nahrungsmitteln heim, darunter waren eines Tages auch zwei saftige Stücke Rindfleisch.

Am darauf folgenden Tag bekam ich zufälligerweise eine Flasche Edelketchup zugeteilt und ich sagte deshalb zu Yasuo: „Gut, das passt zum Rindfleisch von gestern, dann mach ich heute Abend Hamburger.“ Yasuo blinzelte ein wenig verwirrt und antwortete: „Nein, das ist viel zu schade, ein Stück davon kostet 10'000 Yen...die sind von einem berühmten Steakhaus.“⁴² Ich war so sprachlos, dass im Büro Gelächter ausbrach.

Später fand ich den Grund für diese Preise heraus: Diese edlen Viecher werden zu Lebzeiten massiert und mit Bier gefüttert, damit das Fleisch weich bleibt, oder so ähnlich: Es handelte sich um das berühmte *Kobe Bief*.

Selbstverständlich hab ich trotzdem Hamburger draus gemacht: Zwei 120.- Franken Hamburger, *Kobe Bief Burger* sozusagen: Und die schmeckten einfach umwerfend.

⁴¹ Als wir den Mt. Fuji raufkeuchten und weit hinter uns immer wieder die Lichtkegel eines anderen Bergsteigers sahen, witzelten wir immer wieder, „dass es wohl ein Kellner im Dorf sein müsse, der uns das Trinkgeld nachträgt, da er es unmöglich annehmen könne.“ Dieser Witz war im Unterschied zum Klima nicht atemberaubend, was er jedoch zeigte, ist, dass es hier wirklich alle wussten: dem Kellner mit einem Trinkgeld Dankbarkeit und damit eine Gegenleistung aufzuzwingen, würde er nie zulassen, lieber uns nachrennen.

⁴² Das sind ca. 120 Schweizerfranken, pro Stück!

Freizeit

Meine Hauptbeschäftigung an Wochenenden im Januar war, dass ich meine Erlebnisse niederschrieb oder lernte. Da mein Japanisch noch zu schlecht und die Schulstunden nur am Nachmittag waren, sass ich jeden Morgen in einem Starbuckscafé in Takadanobaba. Dort genoss ich den Duft vom gerösteten Kaffee und lernte.⁴³

Ab Februar ging ich langsam vermehrt mit Leuten aus der Schule aus, hatte meine ersten Dates und traf mich zu „Lernsessions“, aber von Freundschaft konnte noch keine Rede sein. Es war mehr ein Deal als sonst was: Ich erklärte den anderen die Grammatik, sie zeigten mir Tokio.

Anfangs Februar kaufte ich mir dann ein Handy, vorher hätte ich eh keins gebraucht.

Ab März war es dann bereits normal, dass ich an Wochenende irgendwas abgemacht hatte. Ich vermisste bald die gemütliche Zeit im Januar, als ich völlig anonym und ungestört in Cafés rumhängen konnte.

Ab April lebte ich dann in zwei Welten: Tagsüber mit Kittel und Krawatte in einem streng bewachten und exklusiven Haus, nachts in einem offenen, rund-um-die-Uhr zugänglichen, siffigen Heim.

Freilich, in meinem neuen Heim war es abends ein wenig zu laut und die Duschen waren zu dreckig, aber die Leute waren genau von der Sorte, wie man es in der Ferne braucht: gesellschaftsfähiges, kontaktfreudiges und unternehmenslustiges Volk.

Diese Leute in meinem Heim hatten ganz unterschiedliche Hintergründe: Ein Professor für Japanische Geschichte,⁴⁴ eine Japanischlehrerin, ein Headhunter, ein Grafiker, ein Java Programmierer, ein paar Studenten und ein Musiker. Das Heim war 24 Stunden offen und es übernachteten auch hie und da Leute von außerhalb, kein Problem

Wir entwickelten uns zu einer kleinen Familie und gingen zusammen Salsa- oder Sambatanzen, an Food-Festivals, in Biergärten und vieles mehr.

⁴³ Beim ersten Treffen zeigte ich Dan Harada meinen Murakami und erwartete irgendwie „ein lobendes Wort“ oder so, da es ja immerhin ein Japanischer Autor ist. Er knurrte mich jedoch nur an und sagte, dass ich nur Japanisch lernen soll. Mitte Januar bis Ende März las ich kein Buch mehr und auch kaum je die Zeitung.

⁴⁴ Da er was Besseres suchte, blieb er nur kurz.



Ich, beim Feuerspucken

Solche für einen erwachsenen Menschen selbstverständlichen Dinge hatte ich in meinem ersten Heim nicht. Die Qualität meiner erlebten Freizeit änderte sich mit dem Umzug schlagartig.

Diese „Kaserne“, welche mir die Schule organisiert hatte und wo ich von Januar bis März hauste, war um 24:00 Uhr geschlossen, ich meine: die Tür abgeschlossen. Jemanden reinzuschmuggeln, war aussichtslos und kam man zu spät nach Hause, wurde es unangenehm.

Ich kam einmal Ende Januar vom Karaoke-singen zu spät nach Hause – so um halb eins, leicht angetrunken, Karaoke halte ich sonst nicht aus – und da schon alles zu, kein Licht, nichts, ich war ausgesperrt. Ich drückte die Klingel, aber nichts regte sich. Da stand ich also, weit außerhalb von Tokio – und folglich weit weg von den Nothotels – und wurde mir einmal mehr bewusst, wie hilflos ich eigentlich war: Ich hatte damals auch noch kein Handy – von einer Nummer, die ich hätte wählen können, ganz zu schweigen. Ich musste folglich einfach solange klingeln, bis der Wärter aufschloss. Zehn Minuten später kam der Concierge – im Pyjama, knurrte mich an, aber schloss auf. Ich fühlte mich wirklich ein wenig an die Skilager in der Teenagerzeit erinnert.

Es war kein Wunder, dass ich diesen Ort so früh wie möglich verließ und so spät wie möglich zurückkehrte. Wenn wir wegen Feiertagen frei hatte, passte mir das nicht wirklich, denn dann musste ich in Cafés rumhängen, was teuer und schnell langweilig wurde. Von morgens bis abends alleine zu sein machte depressiv. Immer mit denselben Menschen rumzuhängen, ebenfalls. Wegen meinen klappen Finanzen konnte ich auch nicht zu viel unternehmen. Freizeit war mir bis zum April, bis zum Einzug ins neue Heim, unangenehm.

Auch das änderte sich im April: Ende April und anfangs Mai fallen hier in Japan ein paar Feiertage so zusammen, dass hier – vergleichbar mit Weihnachten und Neujahr bei uns – viele Leute gleich eine ganze Woche frei haben. Und diese Woche nennen die Japaner deshalb die „Golden Week“. Da Daigishi während dieser Zeit in Afrika weilte, bekamen wir alle Urlaub.



An einem Thai-Food-Festival, beim Seidenraupen essen.

Nur, ich hatte keine Ahnung, was ich machen würde: ich kannte diese Goldenweek überhaupt nicht und war von den Ferien völlig überrascht. Zudem kamen die Hitze und eine Luftfeuchtigkeit, dass mir die Kleider nach fünf Minuten auf der Haut klebten, auch noch wenn's draußen bereits dunkel war. Langer Rede kurzer Sinn: Meine Reiselust hielt sich in Grenzen und es wäre teuer geworden, zuhause rumhängen war eine Option, die mir gefiel. Folglich blieb ich in Tokio und verbrachte die Zeit mit Leuten aus der WG.

Fazit: Ab April begann ich, die Freizeit wirklich zu nutzen. Vorher machte sie mich mehr depressiv als frohmütig.

Mein erster Business-Trip

Da im August Wahlkampfauftakt war, mussten Obuchi und ich in den „Kanton“ meines Chefs, den Tohigiken, nördlich von Tokio gelegen. Unsere Aufgabe war unter anderem, Wahlplakate aufzuhängen.



Der Japanische Hochgeschwindigkeitszug, Shinkansen

So fuhr ich das erste Mal mit dem Japanischen Hochgeschwindigkeitszug, dem Shinkansen, dem schnellsten Zug auf der Welt. Warum man in einem Erdbebenland wie Japan ausgerechnet solche Rekorde verfolgen muss, blieb mir bis heute ein wenig schleierhaft.

Die Fahrt darin unterscheidet sich kaum von einer Fahrt im TGV. Dieser Zug ist einfach so furchtbar schnell, dass man hie und da Adrenalinausstöße bekommt.

Ungefähr zwei Stunden später waren wir im Hauptquartier von unserem Chef, in Udschie, nördlich von Tokio. Wir reisten drei Tage in der Gegend rum, gingen nach Nikko und in andere idyllische Dörfer in Japans Hinterland. So bekam ich das erste Mal das ländliche Japan zu Gesicht: Dichte Wälder, mystische Shinto-Schreinchen, vulkanisch geprägte Hügellandschaften, Heilbäder und unzählige Golfplätze prägen die Landschaft.

Zwei Bemerkungen zum Japanischen Hinterland: In solchen Gegenden wird man als Weisser häufig angestarrt, da die Leute kaum oder gar nie „so was“ von Auge zu Auge gesehen haben.

Die Japaner gehen, zweitens, ja mit der Natur bekanntlich viel respektvoller um als unsereins im Westen. Das hat zur Folge, dass in diesen Wäldern nach wie vor Viecher leben, die gefährlich, giftig und vielleicht auch noch angriffslustig und überhaupt bössartig sind, aber dennoch geduldet werden. In dieser Gegend hat es beispielsweise kleine missvergnügte Äffchen, die mit ihren scharfen Krällchen und Zähnen den Japanern regelmässig die Gesichter zerkratzen, Touristen bestehlen und Wanderer anpöbeln.

Besucher seien folglich gewarnt: In Japan sollte man nicht blauäugig in die Natur rausspazieren..



Die berühmten „drei Affen von Nikko“: Japaner fürchten sich vor diesen streitsüchtigen Viechern..

Drei Tage lang stellten wir die Wahlplakate auf und am letzten Tag erwartete uns ein BBQ, die Eröffnung des Wahlkampfes wurde gefeiert.

Es waren gegen 40 Personen anwesend und es folgte für ungefähr eine Stunde Rede auf Rede, Wahlkampf halt. Da ich der einzige Ausländer war, erwartete ich irgendwie, dass mich mein Chef kurz vorstellen würde, wie er es bei Gelegenheit auch schon gemacht hatte: „Das dort ist übrigens Benjamin, ein Schweizer im Tokiobüro...“ Das tat er aber nicht und kurz später begriff ich, warum. Ich wurde auf einmal nach vorne gedrückt und gebeten, mich selber vorzustellen.



Es fehlten eigentlich nur noch die Toga und der Lorbeerkranz

Auf dem Bild zeige ich gerade auf Obuchi, da „wir die beiden ‚aus dem Tokiobüro‘ sind“, wie ich erklärte. Es folgten noch ein paar Fragen vom Bürgermeister – die ich verstand und beantworten konnte – und alle staunten höflich. Wow.

Laut Yasuo machte ich es „sehr gut, fast ohne Akzent“.

Yasuo stellte mir damals auch noch seinen 28-jährigen Bruder vor und sagte mir, sein Name sei „Aho“. Ich nannte ihn folglich im Gespräch nachher ein-, zweimal Aho-San.⁴⁵

Als wir später nach Hause fuhren, sagte mir Chick lachend, „Aho“ bedeute auf Japanisch übrigens Vollidiot, sein echter Name laute „Mitsuo“.

...

Dass die Japaner sich ab dieser Geschichte seither halb tot lachten, versteht sich von selbst. „Aho“ wurde nachher sein Spitzname.

Auf jeden Fall gefiel mir dieser Business-Trip: Ich sah das Land, wurde den Leuten präsentiert und durfte meine erste Ansprache halten. Zudem zeigt auch der Humor, dass man „dazu“ gehört – oder zumindest glaube ich das.

⁴⁵ Man vermeidet im Japanischen Personalpronomen, die wären zu direkt und deshalb zu unhöflich: Man fragt auf Japanisch nicht: „Ist das *Dein/Ihr* Mantel?“, sondern: „Ist das *Benjamin-sans* Mantel?“ auch im direkten Gespräch. Ps: „San“ meint „Herr“, „Sensei“ Meister etc.

Help yourself

Während einem nächsten Trip in den Tochigiken ereignete sich ein weiteres Erlebnis, auf das ich hier kurz eingehen möchte.

An einem Abend plauderten wir ein wenig mit den anderen Angestellten der Baufirma von Daigishi. Dabei fiel das Stichwort „Onsen“, die berühmten Japanischen Heilbäder.

Ich erklärte, dass ich noch nie in einem gewesen wäre und gerne einmal gehen würde. Folglich beschlossen wir, am Abend in eines zu gehen.

Weder ich noch Obuchi kannten uns in dieser ländlichen Gegend aus. Ich vermutete deshalb, dass irgendjemand Obuchi schnell den Weg beschreiben und wir uns dann zu zweit zum Bad durchschlagen würden.

Wir gingen in unser Hotel zurück, holten die für das Bad benötigten Utensilien und warteten – ich begriff noch nicht ganz auf wen oder was.

Einer der Angestellten kam kurz später, holte uns am Hotel ab, fuhr ab dort mit seinem Auto dem unsrigen voraus und zeigte uns so den Weg bis zum Bad. Eine viertelstündige Fahrt in Wagenkolonne.

Beim Heilbad angekommen, zeigte er uns einen Nudelladen auf der anderen Straßenseite und empfahl uns, dass wir am besten dort noch was essen sollten. Er verabschiedete sich und fuhr wieder davon.

Obuchi und ich setzten uns in das empfohlene Restaurant und begannen zu essen, da kam unser „Guide“ bereits wieder, diesmal in Begleitung seiner Frau. Er nickte uns kurz zu und setzte sich unauffällig an einen ungefähr sieben Meter entfernten Tisch.

Als wir mit dem Essen fertig waren und bezahlen wollten, erklärte er der Bedienung, dass er unsere Rechnung übernehme. Gleichzeitig gab er uns auch noch tausend Yen für den Eintritt ins Bad. Wir bedankten uns erneut und machten uns auf den Weg zum Bad.

Wir waren kaum fünf Minuten im Heilbad, da tauchte unser selbstloser Helfer schon wieder auf. Er kam ebenfalls ins Bad und blieb wie vorher distanziert im Hintergrund, aber anwesend. Unaufdringlich aber hartnäckig begleitete er uns den ganzen Abend und stellte sicher, dass wir auch wirklich gar nichts falsch machen konnten.

Das hier beschriebene Erlebnis ist für einen Westler zweifellos befremdend und wirkt absonderlich, da man die Motivation dieses Mannes nicht wirklich durchschaut, man wird ein wenig misstrauisch.

Nun, wir haben es hier mit einem ganz typisch Japanischen Phänomen zu tun. Ältere Japaner helfen den Jüngeren enorm gern und enorm viel. Da Westler vertrauter damit sind, sich selber überlassen zu werden, wirken auf uns solche Hilfeleistung übertrieben und sie befremden uns. Ich nahm damals die vorhin beschriebene Hilfe weniger als *Hilfe* wahr, sie kam mir eher wie eine Überwachung vor, ein Stasi-artiges Rumgespitzel, als Hilfe getarnte Kontrolle.

Ich habe mich inzwischen jedoch daran gewöhnt. Es ist äußerst angenehm, so geführt zu werden. Man muss kaum je selbständig urteilen, man denkt in diesen Augenblicken selten daran, selber etwas vorzuschlagen, Initiative zu zeigen oder gar zu widersprechen. Man

vertraut einfach laufend darauf, dass „dieser große Bruder“ für seine Schutzbefohlenen das Beste aussuchen und empfehlen wird – und befolgt es kommentarlos.

Ich habe mich an diese Lebensweise wohl zu fest gewöhnt. Wenn Leute frisch in Tokio ankamen und ich ihnen ein Hotel oder Essen *empfahl*, wurde ich fast wütend ob der Unhöflichkeit, meinen Vorschlag abzulehnen und selber entscheiden zu wollen. Natürlich weiss ich besser, wo es in Tokio gut und billig ist und welches Essen ein Tourist unbedingt probieren sollte. Für Westler ist der Umstand, dass jemand älter oder erfahrener ist, kein Blankoscheck, dass man ihn anführen oder für ihn entscheiden soll. Westler nehmen einen Ratschlag zur Kenntnis, ihn nicht zu befolgen, ist kein Drama – in Japan schon. Einen Vorschlag abzulehnen, wirkt auf Japaner sehr grob.

Ich machte diese Wahrnehmung ein-zweimal aus der Sicht eines Japaners: Meine Schwester Jenny besuchte mich kurz im August und ich nahm sie in ein Nudelrestaurant mit. Ich *empfahl* ihr ein Gericht, sie erwiderte in etwa: „Nein, ich nehme das da, das da sieht besser aus...“, und bestellte bockig etwas anderes. Diese Antwort irritierte mich damals ein wenig, ich fand sie irgendwie unverschämt, da sie ja mir schon fast zu verstehen gab, dass sie meinem Urteil misstraute. Sie bestellte daraufhin nicht meine vorgeschlagene Nudelsuppe – und da sie dann ihre ausgesuchte Suppe nicht gern hatte, ließ sie die Hälfte stehen.

Die beiden Beispiele sollten den Unterschied, den ich mit diesem Kapitel aufzeigen wollte, illustriert haben: Auf Westler wirkt diese bevormundende Kultur Japans häufig suspekt, wir fühlen uns in so einer Gesellschaft zu belauert, zu beobachtet und zu bevormundet und fragen uns, warum die Leute nicht nach mehr Freiheit oder sagen wir „Individualität“ streben.⁴⁶

Warum sollten die Japaner eine Alltagskultur ändern, die das Leben so bequem macht?

Hat man mit Japaner zu tun, empfiehlt es sich deshalb, ihnen dadurch Vertrauen zu demonstrieren, dass man ihre Vorschläge immer annimmt. Ein letztes Beispiel dazu soll zeigen wie ich das meine.

Ich war Ende Oktober wieder einmal kurz im Tochigiken und die Frage stand im Raum, „wie ich am Abend wieder nach Tokio zurückkomme“. Yasuo sagte mir, dass er mit dem Auto ebenfalls nach Tokio zurückfahre, er mich aber vorher auf den Bahnhof bringe, „da ich mit dem Shinkansen schneller wieder zuhause sei.“ Selbstverständlich bezahlte immer das Büro mein Ticket, trotzdem erwiderte ich: „Dass ich es nicht pressant hätte und er doch auch nach Tokio gehe...“⁴⁷ Er erwiderte darauf in etwa: „Nein, Shinkansen ist schneller...“

Ich dachte damals, dass es so a) teurer, b) für mich viel langweiliger und c) eh keine Vorteile bringt und da Yasuo mehr Freund als Chef war und er meine widerborstige Seite kannte, lag eigentlich ein weiteres Gegenargument drin. Da aber, wie dieses Kapitel hätte aufzeigen

⁴⁶ Für diejenigen, die Murakamis *Hardboiled Wonderland and the End of the World* gelesen haben: Beim Lesen im Januar sah ich in der Story „in der Stadt mit der Mauer“ eine Erklärung für die Passivität der kommunistischen Gesellschaft der Sowjetunion. Dieses unfreie, aber halt gemütliche Leben, das der Hauptakteur irgendwann akzeptiert und am Ende nicht mehr davon fliehen will. Ich sah aber mit der Zeit vermehrt auch Ähnlichkeiten zur Japanischen Gesellschaft. Klar, ein Buch sagt jedem Leser was Anderes, vielleicht liege ich mit meinen Vermutungen gründlich daneben. Diese Parallelen sehe ich trotzdem. Haruki Murakami: *Hardboiled Wonderland and the End of the World* (1985)

⁴⁷ Eine ganz typisch Japanische Formulierung: Man lässt das Satzende offen, fragt nicht zu direkt. Man überlässt dem Adressaten, ob er es als Frage versteht oder nicht.

sollen, Japaner solche Vorschläge nicht gerne abgelehnt sehen, ließ ich es bleiben und nahm den Zug.

Was auch immer der Grund für seine Entscheidung war, man sollte nicht widersprechen, damit verliert man in Japan viele Punkte – und gewinnt nichts.

Ich vertraute drauf, dass er es besser beurteilen konnte und befolgte seinen Rat – und da ich nichts zu lesen hatte, langweilte ich mich auf der Heimfahrt halb zu Tode.

Japanische Eigenarten

Ich will mich ja hüten, die in einer fremden Kultur erlebten Manieren zu generalisieren. Aus meiner Sicht sind jedoch die im Folgenden beschriebenen Eigenschaften erwähnenswert, da sie dem Westlichen Besucher auffallen und ihn befremden werden.

- Die Essmanieren sind so ein Beispiel. Sie sind gewöhnungsbedürftig, um nicht zu sagen: sie sind einfach fürchterlich. Schlürfen wird hier zelebriert, nicht vermieden wie im Westen.

Ähnlich wie beim Rauchen muss man beispielsweise heiße Nudeln zusammen mit Luft irgendwie reinsaugen, verschlingen. Ich versuchte es mehrfach. Da ich mir dabei mehrfach den Mund verbrühte oder Angst hatte, dass ich mir eine Nudel ausversehen in die Stirnhöhlen raufsauge, klappte es nie.

- Ich erlebte hier häufig, dass wenn ich eine Strasse runterlief, auf einmal hinter mir ein Spuckgeräusch hervorkam. Ich drehte mich um, erwartete ein paar streitsuchende Teenager zu erblicken und musste mit Verblüffung feststellen, dass die Person, die eben noch ein widerliches Koder-Geräusch von sich gegeben hatte, ein tiptop gestylter Businessmann war, der halt eben schnell seine Nasen- und Stirnhöhlen leeren wollte.

In China soll das Spucken übrigens noch viel verbreiteter sein, da sollen Businessleute Spucknapfe bei Meetings dabeihaben!

- Japan ist das Land der Gesten, das ist bekannt. Vor allem das Verbeugen ist so eine Alltagsgeste hier, ich rate jedoch davon ab, diese Geste nachzumachen.

Dass dieses Verbeugen richtig und höflich rüberkommt, ist nicht so einfach, wie es aussieht – ich hab's mehrfach probiert. Japaner sind normalerweise klein, zierlich und fein, Europäer jedoch eher plump, gross und ungelent.

Alle Japaner kennen die westliche Art, sich zu begrüßen. Von Westlern wird hier schlicht und einfach nicht erwartet, dass sie die Japanischen Gesten nachmachen. Wenn man die Westlichen Gesten respekt- und würdevoll ausführt, wird kein Japaner böse sein.

Versucht man die Japanischen Gesten jedoch nachzumachen, wirkt das Ganze schnell lächerlich, anbiedernd und somit hündisch. Und wer sich Japanern gegenüber wie ein Hund aufführt, der wird auch so behandelt.

- Am Arbeitsplatz Bilder von Familienangehörigen zu haben, ist in Europa normal, in Amerika ein Muss. In Amerika scheint das Bild „vom eigenen Baby mit zu großem Hut und zu großer Sonnenbrille“ im Büro Pflicht zu sein. Wenn einer dieses Bild nicht am Arbeitsplatz hat, stimmt was ganz gewaltig nicht.

Des Weiteren weiß in den USA fast jeder von jedem, was und wie sein Privatleben aussieht, wie die Kinder heißen und wenn jemand ein Kind bekommt, gibt's ein Rundmail an alle Mitarbeiter der Abteilung, kein Witz, ich habe es bei der Synthes – in Philadelphia, USA – mehrfach erlebt.

In Japan herrscht jedoch erneut verkehrte Welt. Über Familienverhältnisse schweigen sich Japaner tendenziell aus.

Ich fragte einmal, warum das so sei, warum die Familie am Arbeitsplatz so tabuisiert sei. „Es wäre unangenehm, genierlich oder gar unhöflich, Familie und Arbeit zu mischen“, sagte man mir. Es könnte wohl den Arbeitskollegen signalisieren, dass man etwas Wichtigeres als die Arbeit hat – nehme ich an.

- Frauen kommen allerdings hie und da ins Büro. Ich hatte da ein kleines Erlebnis, das Vieles zusammenfasst: Eines Tages kam die Ehefrau von Mitsuo – einem anderen Sohn von meinem Parlamentarier, auch Aho-San genannt – mit einer Freundin zu uns ins Büro. Am Mittag bat mich Yasuo, mit den beiden Frauen essen zu gehen. Ich tat, wie befohlen.

Auf dem ganzen Weg vom Büro zur Kantine liefen die beiden Frauen immer ungefähr einen Meter hinter mir. Ich blieb ein paar Mal stehen, da mir das irgendwie unangenehm war. Es half jedoch nichts, sie wollten hinter mir bleiben, blieb ich stehen, pausierten sie ebenfalls.

Beim Essen war alles nett, die beiden Frauen waren still – entscheidender ist, was nachher geschah.

Als wir wieder im Büro waren, fingen die beiden an, unser Büro zu putzen. Wir Männer sassen nicht gerade überbeschäftigt im Büro und die Ehefrauen putzten unser Büro. Ich traute das erste Mal meinen Augen nicht und es war mir peinlich. In Japan ist so was jedoch völlig normal.



Sie – eine Schwiegertochter von meinem Chef – verstand nicht wirklich, warum ich sie fotografieren wollte.

- Japaner lieben es, zu loben: Kann jemand die Essstäbchen knapp halten, ist er „unglaublich talentiert“, wer ein „Konnichiwa“ stottern kann, „spricht fließend Japanisch!“ und ist „unglaublich intelligent“, und so weiter. Man darf diese Lobeshymnen nicht zu ernst nehmen, sie sind mehr nett als ernst gemeint.

Dasselbe gilt übrigens auch, wenn man einem Japaner „etwas Neues“ berichtet, beispielsweise, dass David Beckham bei Real Madrid spielt. Das Feedback eines Japaners wird fast immer in der Art: „Ah...so ist das!...das ist aber interessant...hab ich nicht gewusst...“, sein, auch wenn er es schon wusste. Grund ist natürlich wiederum die Höflichkeit: Staunen ist höflich.

- Niessen: In jeder mir bekannten Kultur provoziert ein Niessen irgendeine Reaktion der Anwesenden, „Gesundheit!“ oder so. In Japan geben die Anwesenden jedoch kein Feedback, da wird eisern geschwiegen. Dass jemand genossen hatte, wird ignoriert und wirkt auf Westler entsprechend grob. Der Grund für dieses Verhalten scheint – man staune – das Höflichkeitsverständnis hier zu sein: Derjenige, der niest, schämt sich, dass er sich nicht beherrschen konnte und will es ignoriert sehen.
- Anfangs hielt ich hier alle Männer für ziemlich feminin, um nicht zu sagen: für schwul. Japaner kommen einem häufig näher als ein westlicher Mann es sich von seinesgleichen gewohnt ist, Männer fassen einander ungenierter an, klatschen sich auf den Hintern und massieren sich gegenseitig den Nacken am Arbeitsplatz. Alles Dinge, die man in Europa unter seinesgleichen nicht macht, und wenn doch, sich der Initiator schnell mit dem Vorwurf von sexueller Belästigung konfrontiert sieht.

Unter Freunden haben Japaner viel weniger Berührungängste als Westler. Mein Rat: Keine Panik bekommen, die meinen das nicht *so*.

- Kommt man nach Japan, sollte man unbedingt Visitenkarten mitnehmen. Es ist genierlich, keine zu haben, da dieser Tausch ein fundamentales Begrüßungsritual ist und keine zu haben auf Japaner schrecklich kindlich wirkt.

Bekommt man in Japan eine Visitenkarte, nimmt man sie mit beiden Händen entgegen, verneigt sich, „bittet um das Wohlwollen des Anderen“ und überreicht die eigene. Man legt dann die Visitenkarte vor sich sichtbar auf den Tisch oder hält sie in der Hand – und steckt sie erst ein, wenn man sich verabschiedet hat.

Was Visitenkarten in einem so technologieverrückten Land wie Japan überhaupt noch zu suchen haben, ist rätselhaft. Eine neue Technologie, die ein persönliches, alltägliches Ritual gefährdet, scheint es hier unglaublich schwer zu haben.

- Privatraum: Auch die ersten Besucher Japans wunderte es zu sehen, dass die Frauen immer ein paar Meter hinter ihren Männern hergingen. Mich, wie vorhin geschildert, auch. Der Grund ist simpel: Westler erzeugen Respekt und Sympathie mit Nähe und mit einem festen Händedruck, Japaner dadurch, dass sie dem anderen demonstrativ Raum lassen: Man steht sich ca. zwei Meter entfernt gegenüber und – wenn man's kann – verneigt sich, näher zu kommen wäre unhöflich.

Begleitet man einen Höhergestellten, geht man am besten ungefähr einen Meter hinter ihm.

- Eine damit verbundene Höflichkeit ist Schweigen – Chinmoku. Als meine Schwester Jenny im August 2003 kurz zu Besuch kam, nahm ich sie eines Morgens mit ins Büro. Da ich mit den Japanern immer eine völlig unkomplizierte Umgangsart hatte, erwartete ich, dass es familiär-lässig zugehen würde. Da lag ich aber um Meilen daneben: Als sie reinkam waren alle mucksmäuschen-still, sagten kaum ein Wort, von Wärme keine Rede: Eiszeit.

Diese Stille verunsicherte mich ein wenig, da ich die Ursache nicht wirklich kannte: War dieses Schweigen abweisend und arrogant, weil sie eine Frau ist, oder ist das Höflichkeit?

Japaner schweigen, wenn sie respektvoll sein wollen, bleiben auf Distanz und meiden Blickkontakt: Für Westler eher ein Zeichen der Ablehnung, für Japaner die respektvolle Art, jeglichen Konflikt zu vermeiden.⁴⁸

Kurzum: Schweigen ist in Japan ein Zeichen des Respekts und sollte positiv gewertet werden.

- Japan ist bekanntlich ein Land, in dem auf das „Persönliche“ enormen Wert gelegt wird. Man sollte einem Japaner nicht einfach eine Hochglanzbroschüre schicken und hoffen, dass es ihn beeindruckt und er das Produkt kaufen wird. Man sollte versuchen, vorgestellt zu werden, den Geschäftspartner zu treffen. Mein eigenes Beispiel – wie ich mir diesen Aufenthalt organisiert hatte – zeigt das klar, ebenso, das Folgende.

Meine Schwester Jenny kam – wie mehrfach erwähnt – im August kurz nach Tokio. Sie besuchte jedoch nicht nur mich, sondern auch noch einen Musiker namens Olli Truan, von der Jazz-Band „The World Quintet“. Bei einem der zahlreichen Treffen mit mir erwähnte sie einmal, dass das World Quintet gerne mal eine Tournee in Japan machen möchte, sie aber nicht wissen, wie sie das zustande bekommen, oder so ähnlich. Der Punkt war genau der oben erwähnte: Wenn man nicht *persönlich* irgendwo eingeführt wird, ist es furchtbar schwer, an die richtigen Personen ranzukommen, man braucht in Japan Brückenköpfe.

Ich begriff, dass ich da durchaus etwas vermitteln konnte. Folglich sagte ich ihr, dass ich Musik-Promoter kenne, dieser Olli solle sich doch bei mir melden.

Das tat er, schilderte sein Anliegen und ich kontaktierte den mir via das Büro bekannten Promoter. Mit „mir bekannt“ meine ich nur, dass ich ihn kurz kennen gelernt hatte, nicht mehr. Kurzes Gerede während dem Visitenkartentausch, nicht mehr.

Ich kontaktierte also den Musikpromoter und sagte ihm, was ich wollte und dass ich, da ich das Musikbusiness nicht kennen würde und Missverständnisse vermeiden wollte, nicht vorhätte, für dieses Treffen zu zahlen, ob er trotzdem interessiert sei. Er erwiderte: „no problem, you’re a friend..“ – wie gesagt, ich redete mit ihm nur ein-, zwei Mal.

Wir trafen uns, die Bandunterlagen waren jedoch noch nicht da.⁴⁹ Olli sah sich mit der Situation konfrontiert, sich ohne die ausgezeichneten Bandunterlagen über seine Musik unterhalten zu müssen.

⁴⁸ Mir fiel erst im August auf, wie richtig ich mich im Februar aufgeführt hatte, als ich mit Dan Harada das erste Mal ins Nishikawa-Büro kam. Hätten meine Japanischkenntnisse damals zugelassen, dass ich seinerzeit hie und da ein „Scherzchen in die Runde“ geworfen hätte oder aufmüßig Fragen hätte stellen können, hätte das auf Japaner grob und unsensibel gewirkt – ohne dass ich das gemerkt hätte. Stattdessen schwieg ich laufend – das war mir damals enorm peinlich. Aber das war egal: Mich ein wenig verlegen auf dem Sofa rumrutschen zu sehen, war entscheidungsrelevanter als mein Lebenslauf, mein Studium oder meine Sprachkenntnisse. Ironie meiner Zeit in Japan: Meine schlechten Sprachkenntnisse (Japanisch) haben mir damals wohl mehr geholfen als geschadet..

Freilich wäre es besser gewesen, wir hätten die Bandunterlagen dabei gehabt, aber darum geht es bei einem solchen Treffen nicht nur. Das Persönliche ist das Entscheidende.

Japaner wollen sehen, dass jemand ein Mensch ist, dann wollen sie Geschäfte machen.

Der Vermittler kam und ich bat ihn, Olli am Nachmittag zu anderen Leuten der Branche mit zu nehmen. Und genau das tat er.

Olli hat es danach fast noch verbockt: Jenny schrieb mir später:

„...wie er [Olli] in Tokio noch einen Musikproduzenten getroffen hat, dem er den Musikstil seiner Band auf Japanisch zu erklären versuchte. Dummerweise hiess das Wort, das er wiederholt für «Mischung» («eine Mischung aus Jazz, Klezmer...») brauchte nicht Mischung, sondern war das gröbste Wort für «Schwanz».

Seine Freundin klärte ihn hinterher (!) auf (sie sass die ganze Zeit daneben und hielt sich dezent zurück). Vom Musikproduzenten hörte er nichts mehr..⁵⁰

Auf das „höfliche“ Schweigen ging ich ja bereits ein..

⁴⁹ Olli liess die Unterlagen mittels Fed-Ex zu mir ins Büro schicken. Das Paket kam zwei Stunden nach unserem Treffen, das war bereits zu spät.

⁵⁰ Scheinbar „verbockt“: Nach diesem Mail von Jenny schaltete ich mich noch mal ein, schrieb an den Vermittler und Olli, dass sie noch mal Kontakt aufnehmen. Dem World Quintet wurde am Ende ein Vertrag für den Vertrieb von 30'000 CDs unterbreitet. Ob Olli ihn annahm, weiss ich jedoch nicht.

Erdbeben

In oder unter Japan treffen und reiben sich drei tektonische Erdplatten, deshalb ist es eine der unruhigsten Gegenden der Welt: Die Erde wackelt dauernd. Es wackelt und knirscht im Schnitt etwa 20 Sekunden lang und kurz nach den Beben bricht regelmässig das Mobilnetz zusammen, da sich alle Betroffenen gegenseitig anrufen wollen. So weit so gut.

Mitte September beunruhigte uns eine Meldung, die im „Spiegel“ für Schlagzeilen sorgte:

„Tokio, 16. September 2003

Forscher warnt vor Erdbeben in wenigen Stunden

In Japan macht sich Unruhe breit. Ein Wissenschaftler behauptet, einen Weg zur Vorhersage schwerer Erdbeben gefunden zu haben – und dass Tokio am Dienstag oder Mittwoch Opfer einer Katastrophe wird. Forscherkollegen zweifeln, die Bürger sind besorgt.

Yoshio Kushida machte bisher vor allem als Autodidakt auf dem Gebiet der Astronomie von sich reden. Mit seinem privaten Yatsugatake-Observatorium spürt er seit 1985 mit Radiowellen vorbei fliegenden Meteoriten nach. Zwei Kometen, die er entdeckte, tragen seinen Namen. Vor acht Jahren forderte ein Erdbeben in der japanischen Großstadt Kobe 6000 Menschenleben – Kushida wandte sich der Seismologie zu.

Allerdings blieb der Forscher den Radiowellen treu, und mit ihnen will er nun auch Erdbeben vorhersagen. Seine Theorie: Wenn sich vor größeren Beben unter der Krume der Druck erhöht, beeinflussen Magma-Bewegungen und winzige Risse in der Erdkruste elektrisch geladene Partikel in der Atmosphäre. Die daraus resultierenden elektromagnetischen Veränderungen verraten laut Kushida bevorstehende Erdstöße.

Zeitungen griffen Warnung auf

Auf der Basis von Daten früherer Erdbeben, unter anderem dem von Kobe, kam der Forscher zu dem Schluss, dass ein machtvolleres Beben wahrscheinlich schon sehr bald die Kanto-Ebene erschüttern werde, auf der Tokio liegt. Solche Worte fallen in einer Stadt, die 1923 durch ein Erdbeben und nachfolgende Feuersbrünste mehr als 120.000 Einwohner verlor, auf fruchtbaren Boden. Kushida veröffentlichte seine Warnung auf seiner Internet-Homepage, und wenig später stand sie in einem Wochenmagazin und einer großen Tageszeitung.

Seitdem geht in Japans Hauptstadt die Angst um. Kushidas Warnung verbreitete sich der Nachrichtenagentur AP zufolge durch Mundpropaganda wie ein Lauffeuer. Einige nervöse Tokioter hätten bereits für Hamsterkäufe die Supermärkte besucht und sich mit Wasser, Konserven und Kerzen eingedeckt.

Nichtbeachtung durch etablierte Wissenschaft

Etablierte Seismologen dagegen strafen Kushida mit Nichtbeachtung. Zwar herrscht unter ihnen weitgehende Einigkeit darüber, dass ein schweres Erdbeben in der Gegend um Tokio überfällig ist. Die Vorhersage einer solchen Katastrophe aber, erst Recht mit genauem Zeitpunkt und Stärke, gilt unter Wissenschaftlern als technische Unmöglichkeit. "Wir sind in Japan auf ein Erdbeben der Stärke acht vorbereitet", sagte Yukio Misumi, Sprecher der Zentralen Meteorologie-Behörde. "Aber wir können keine Erdbeben voraussagen." Alles andere sei die persönliche Meinung Kushidas.

Kushida aber hielt seine Hinweise für so eindeutig, dass er sich zu einer öffentlichen Warnung genötigt sah – auch wenn er dadurch seinen Ruf als Wissenschaftler aufs Spiel setzt. "Sollte sich meine Vorhersage ein falscher Alarm erweisen, kämen wahrscheinlich viele Beschwerden und Belästigungen auf mich zu", sagte Kushida gegenüber AP. "Das könnte sogar das Ende meiner Forschung sein." Auf der anderen Seite aber wäre es "schrecklich, die Menschen nicht vor einer möglichen Katastrophe zu warnen, wenn sich ein Beben tatsächlich ereignet".“

Ich erwähnte den Artikel im Büro, aber ausser mir wusste niemand davon. Komisch. Ich sprach schliesslich einen Assistenten des METI darauf an.

Dieser faxte dann am Nachmittag einen Zeitungsartikel in unser Büro: Alle lachten, als sie es lasen: Der Wissenschaftler hatte das Erdbeben auf Punkt vier Uhr Nachmittags vorausgesagt – selbstverständlich passierte um vier Uhr nichts.

Am Samstag derselben Woche – vier Tage später – sass ich vor dem TV, den Bericht hatten wir alle längst vergessen.

Ich realisierte plötzlich, dass der Fernseher wackelte, ein mittleres Erdbeben war die Ursache. Der Spiegel berichtete erneut:

“Erdbeben in Tokio verspätete sich nur um Tage

Ein japanischer Forscher erntete Spott und Häme, als er für diese Woche ein Erdbeben in Tokio vorhersagte. Am Samstag aber wurde die japanische Hauptstadt tatsächlich von einem heftigen Beben erschüttert – das glücklicherweise schwächer war als angekündigt. Zufall oder nur eine Ungenauigkeit?

Die Erdstöße ließen in Tokio 30 Sekunden lang Gebäude schwanken, hatten aber keine Todesopfer zur Folge. Mindestens sieben Personen wurden nach Angaben der Feuerwehr verletzt, als die Mauer eines buddhistischen Tempels einstürzte. Das Beben, das etwa eine halbe Minute dauerte, hatte nach ersten Messungen eine Stärke von 5,5 auf der Richterskala. Sein Epizentrum lag östlich von Tokio in der Präfektur Chiba.

Der japanische Fernsehsender NHK warnte zunächst vor der Gefahr einer riesigen Flutwelle. Meteorologen erklärten aber, ein Tsunami sei unwahrscheinlich. Berichte über Verletzte oder Sachschäden lagen vorerst nicht vor. Japan befindet sich in einer der seismisch aktivsten Regionen der Erde.

[...]

Schweres Beben in Tokio überfällig

Auf der Basis von Daten früherer Erdbeben, unter anderem dem von Kobe, war der Forscher zu dem Schluss gekommen, dass ein machtvolleres Beben wahrscheinlich schon bald die Tokioter Kanto-Ebene erschüttern werde. Zudem sind sich Wissenschaftler schon seit längerem einig, dass ein schweres Beben in der Tokioter Gegend überfällig ist. Es wäre nicht die erste Katastrophe in der Metropole: 1923 starben in Tokio durch ein Erdbeben und Feuersbrünste mehr als 120.000 Menschen.

Seismologen hegen schon seit den achtziger Jahren den Verdacht, dass Erdbeben elektromagnetische Störungen in der Atmosphäre verursachen können. Erst im Oktober vergangenen Jahres war ein Wissenschaftlerteam von fünf japanischen Universitäten unter Leitung des Physikers Masashi Kamogawa zu dem Ergebnis gekommen, dass ein Zusammenhang zwischen atmosphärischen Störungen und Erdbeben möglich ist.“

Übrigens: Auf *das* grosse Erdbeben warten hier tatsächlich viele und hoffen, dass die Gebäude stehen bleiben. Tokio ist auf ein Beben der Stärke acht vorbereitet, glaubt man zumindest.

Solche Meldungen im *Spiegel Online* gingen jedoch weiter, wie das nächste Kapitel aufzeigt.

Der Fuji-San

Anfang Oktober sass ich mit Jan und ein paar weiteren Personen in einer Bar und er erwähnte nebenbei, dass er „morgen“ mit ein paar Deutschen den Fuji-San zu besteigen beabsichtige. Ich zögerte keine Sekunde und fragte, ob ich auch mitgehen könnte – er sagte „ja, kein Problem“.



Der Fuji-San, der höchste Berg Japans, 3776 Meter hoch.

Am nächsten Morgen, einem Samstag, fuhren wir mit dem Bus von Shinjuku direkt an ein Dorf am Berghang.

Da ich weder einen Rucksack noch Bergsteigerutensilien besass, kam ich mit Turnschuhen und einer Einkaufstüte zum Treffpunkt. In der Tüte war meine Winterjacke und etwas zu trinken.

Als ich aus dem Bus ausstieg und begriff, wie kalt es auf dem Gipfel werden würde, versuchte ich in der Bergstation die benötigten Sachen zu kaufen: Mütze, Handschuhe und einen warmen Pullover. In Tokio war es zu dieser Zeit ja noch Kurzhosenwetter, dort oben war es jedoch bereits winterlich kalt. Ohne dicke Jacke und Mütze hielt man es draussen nicht lange aus.

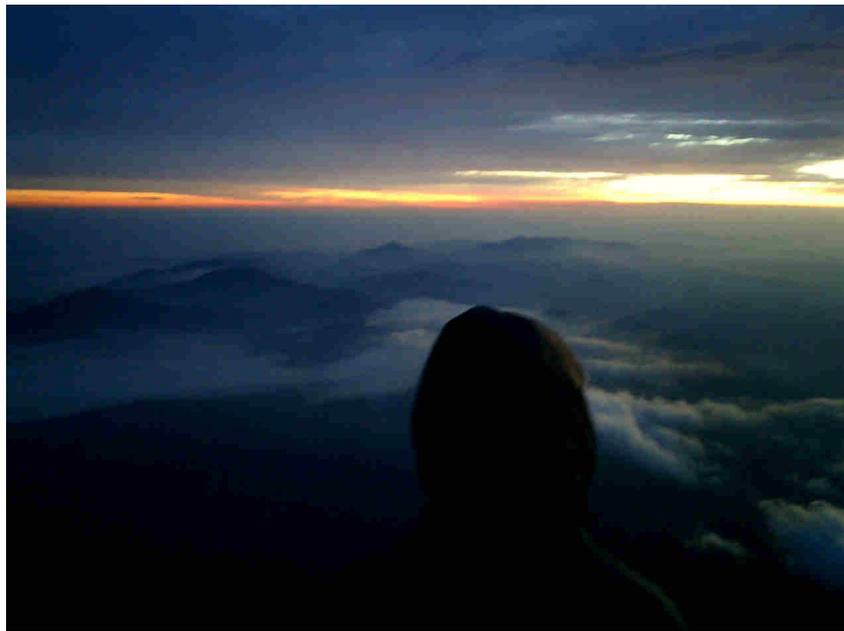
Ich stellte fest, dass es im ganzen Dorf schlicht nichts Brauchbares zu kaufen gab: Nur dünne Pullover und Baseball-Mützen.

Ich kaufte folglich dünne Regenhosen – gegen den Wind – und Arbeiterhandschuhe. Da es keinen warmen Pullover zu kaufen gab, ging ich in ein Geschäft und erkundigte mich nach dem stärksten Schnaps. So nahm ich als Wärmequelle eine Flasche Schnaps mit auf den Gipfel – allerdings benutzte ich sie nicht.

Unser Plan war es, früh morgens raufzusteigen und vom Gipfel aus dann den Sonnenaufgang zu beobachten.

Da wir bereits um Mittag im Bergdorf waren, mussten wir die Zeit irgendwie vertreiben und erfuhren so zufällig, dass sich auf ungefähr 3200 Metern eine Berghütte befindet, die 24 Stunden geöffnet sein soll. Wir änderten sofort unseren Plan und liefen bereits bei Einbruch der Dämmerung los.

Bald wurde es stockdunkel und bissig kalt, die ersten Probleme traten auf. Auf dem Lava-Geröll rutschte man immer wieder leicht ab, stiess sich schmerzhaft die Zehen an, der Hang wurde zunehmend steiler und die Luft dünner.



Aufstieg zum Fuji-San

Nach ungefähr zwei Stunden Aufstieg liess unsere Leistung spürbar nach, auf die Zähne zu beissen half nun nicht mehr viel. Der Aufstieg hatte uns gewaltig zugesetzt und einer nach dem anderen „brach ein“.

Als ersten erwischte es eines der Mädchen und mich: Wir brauchten ungefähr alle 30 Höhenmeter eine Pause, der Abstand zu den anderen Leuten wuchs. Wenig später wurden zwei Deutsche von Wadenkrämpfen geplagt, einer kam fast nicht mehr weiter. Er wurde kreideweiss, die anderen wärmten seine Beine und gaben ihm Magnesium.

Wenn es Probleme gab, warteten wir minutenlang im Dunkeln in den bissigen Winden – Schlupflöcher gab es dort oben kaum noch – und bekamen schliesslich selbst kalt. Man sah nur die Lichtkegel der Anderen nur hörte aber verstand sie nicht, folglich wartete man einfach. Wir waren dann alle ein wenig ratlos und hofften das Beste: Wäre einer kollabiert, hätten wir wohl oder übel umkehren müssen.

Der Luftdruck machte mir am meisten zu schaffen: Ich hatte stechende Kopfschmerzen und brauchte andauernd Pausen. Wegen der Kälte konnten die Pausen jedoch nur kurz sein. Bei diesen Pausen raste mein Puls in einem Tempo, wie ich es noch nie erlebt habe, das gibt's gar

nicht. Beim Steigen hatte ich auch zusehends Mühe, klar zu sehen, mir wurde häufig schwindlig.⁵¹

Schliesslich kamen wir, nach ungefähr drei Stunden Aufstieg, an der beschriebenen Berghütte an.

Als wir in der Hütte ein wenig Wärme tanken wollten, sagte man uns, dass man dort nur schlafen konnte, „sich kurz aufhalten“ oder so war nicht erlaubt – und eine Übernachtung kostete stolze 5000 Yen.⁵²

Da und unsere Verhandlungsposition denkbar schlecht war, bezahlten wir knurrend und gingen hinein.

In der Hütte war es ebenfalls bitterkalt, aber wenigstens windstill. Wir assen noch eine Portion Cupnudeln für 500 Yen, betraten das eiskalte Schlafzimmer und krochen unter die brettharten Decken. Auch im Schlafzimmer war die Temperatur unter Null.

Ich versuchte anfangs, irgendwie „wie gewohnt“ zu schlafen, es ging jedoch nicht, es war zu kalt. Schaute noch irgendein Körperteil von mir unter der harten Decke raus, reichten die kleinen Öffnungen, welche die Decke zwischen Körperteil und Matte hinterlassen hatte, dass messerscharfe Windchen zu mir unter die Decke schossen und ich wieder zu schlottern anfing. Ich nahm am Ende drei Decken und deckte mich ganz zu – Ich hab sozusagen den Erstickungstod dem Erfrieren vorgezogen.

Um drei Uhr in dieser Kälte aufzustehen war eine Tortur sondergleichen. Als ich jedoch kurz später aus der Hütte trat, war die Luft glasklar und ich sah das Lichtermeer von Tokio unter mir. Wir liefen los.

Da die Batterien von meiner Taschenlampe noch gut waren, lief ich nun immer an der Spitze der Gruppe und konnte so der Gruppe mein langsames Tempo aufzwingen. Zwei Minuten steigen, drei Minuten Pause, mehr lag dort oben nicht mehr drin.

Die Winde wurden zunehmend stärker und plötzlich sah ich einen Fotografen vor mir stehen, der auf den Sonnenaufgang wartete: Der Gipfel war erreicht! Wir suchten einen Schlupfwinkel und warteten.

Der Augenblick bis zum Sonnenaufgang liess ein wenig zu lange auf sich warten. Als er dann kam, war der Anblick jedoch überwältigend.

⁵¹ Es verunglücken immer wieder Leute am Mt. Fuji: Selten tödlich, aber von gefährlichen Stürzen liest man immer wieder in den Zeitungen.

⁵² Ca. Fr. 80.- für eine Berghütte.



Auf dem Stirnband steht „Nihon“⁵³ = „das Land der aufgehenden Sonne“ = Japan

Mit zitternden Händen schossen wir ein paar Fotos. Wir stiegen noch ein Stück in den Krater und begannen den ebenfalls, ja vielleicht sogar noch schmerzhafteren Abstieg.

Zwei Tage nach unserem Aufstieg fanden wir folgenden Artikel in Spiegel online:⁵⁴

„Katastrophen-Angst

Erdstöße erschüttern erneut Japan

Die Angst vor der große Naturkatastrophe in Japan wächst: Zwei heftige Erdstöße erschütterten die Nordinsel Hokkaido. Forscher befürchten nun, dass die Beben Anzeichen eines Erwachens des als erloschen geltenden Vulkans Fujiyama⁵⁵ sein könnten.

Tokio - Das aktuelle Beben erreichte eine Stärke von 4,8 und 5,6 auf der Richterskala - Meldungen über Schäden oder Verletzte hat es bislang nicht gegeben. Das schwere Erdbeben vom 27. September hatte eine Stärke von 8,0. Dabei wurden 756 Menschen verletzt, zwei Fischer werden immer noch vermisst.

Japan erstreckt sich über vier tektonische Platten. Verschiebungen dieser Platten könnten in absehbarer Zeit ein weiteres Beben mit Werten um 8,0 verursachen, erklärte Kenji Hirata vom Japanischen Zentrum für Meereswissenschaften und Technologie.

Wissenschaftler befürchten unterdessen, dass der seit fast 300 Jahren ruhende Fujiyama durch Erdstöße wieder ausbrechen könnte. Bislang galt der Fujiyama als

⁵³ „Nihon“ ist das wertneutralere Wort für Japan, „Nippon“ das nationalistische. Da es mit zwei Kanjis geschrieben wird, kann man es unterschiedlich aussprechen. Koizumi brauchte bei seiner Wahlkampfrede – der ich beiwohnte – immer das Wort „Nihon“, die drei Herausforderer sagten immer „Nippon“. Warum, kann man sich vorstellen..

⁵⁴ 7. Oktober 2003

⁵⁵ Fujiyama = Fuji-San, *Yama* heisst auf Japanisch „Berg“

erloschen, doch lassen schon seit einiger Zeit Erdbeben das Wahrzeichen Japans erzittern.

Möglich wäre, dass aufsteigendes Magma Richtung Schlot wandert, Gestein auseinander drückt und die Erde erzittern lässt. Vor einigen Tagen begannen Forscher, das Innere des Vulkans zu untersuchen. Sie hoffen, die Magmavorräte des Fujiyama ausfindig zu machen.

Dass sich im Vulkan Magma und Gase stauen, ist unstrittig. In den vergangenen Jahrhunderten wurde der Druck regelmäßig zu groß – etwa alle 300 bis 500 Jahre. Vor 300 Jahren – beim letzten Ausbruch des Fujiyama im Jahr 1707 – regnete zwei Wochen lang Asche auf das 100 Kilometer entfernte Tokio. Seither könnte sich genug explosives Material für einen erneuten Ausbruch angesammelt haben, befürchten die Forscher.

Durch einen Ausbruch des Vulkans wären rund 100.000 Menschen bedroht, die in Städten und Dörfern am Fuß des Fujiyama wohnen.“

Wir wussten schon vor dem Aufstieg von dieser im Spiegel beschriebenen Geschichte, es stand auch in Japanischen Zeitungen – es beunruhigte uns aber nicht zu sehr.

Ich erzähle im Folgenden jedoch noch ein paar Geschichten aus wärmeren Zeiten, sprich, Dinge, die sich im Sommer ereigneten.

Anbaggern auf Asiatisch

Es war einmal eine Party in einem Zimmer bei uns im Wohnheim: Ungefähr fünf Koreanerinnen und fünf Männer, oder sagen wir, Studenten, mehrheitlich ebenfalls aus Korea. Und dann ging's los.

Einer der Koreaner musste am nachfolgenden Tag nach Korea zurückkehren, es handelte sich also um sein Abschiedsfest.



Zimmerparty in unserem Heim

Plötzlich stellte ihm eine Koreanerin die Frage, „welches der Mädchen er denn am „liebsten“ hätte?“ Ich traute erst meinen Ohren nicht und grinste schelmisch. Zu meiner Verblüffung war ich jedoch der einzige, der da irgendwas belustigend fand. Alle anderen schauten ernst drein.

Kurze Zeit später ging er tatsächlich auf die Frage ein und antwortet in etwa: „Ja...die da ist es...ich finde sie sehr toll...etc.“ Das angesprochene Mädchen war anwesend und fing selbstverständlich an, ihn abzuwimmeln. Das ging dann so für zehn Minuten hin und her, alle mussten respektvoll zuhören, bis klar war: Korb.

Wie ein angefahrener Hund lag der Verschmähte in der Ecke und starrte ins leere und weckte damit natürlich alle Mutterinstinkte im Zimmer – ich fand das Ganze übrigens nach wie vor amüsant.

Die übrigen Koreanerinnen forderten nun das mit Liebe geizende Mädchen auf, ihn doch wenigstens zu küssen. Dann ging diese Diskussion hin und her, bis sich das Mädchen dem Gruppendruck beugte, er und sie aufstanden, das Licht ausgeknipst wurde und eigentlich

einem Kuss nichts mehr im Wege stand. Sie verschmähte ihn jedoch noch immer. Nun warf auch die Gruppe das Handtuch, das Ganze war endlich vorbei.⁵⁶

Ich traf den armen Kerl kurz später und konnte mir die Frage nicht verkneifen, „ob das normal sei....ich meine...im Plenum solches Angebaggere abzuhalten...?“. Er antwortete: „...Ja.“

Als ich diese Geschichte Leuten erzählte, sagten sie mir häufig, dass sie darüber gelesen oder davon gehört hätten, diese komische Anbaggermethode sei hier üblich.

Na dann, viel Spaß dabei..

⁵⁶ Auf diesen kindlichen Kuppelversuch folgte übrigens eine Art Flaschenspiel. Ähm: Mit Leuten, die zwischen 22 und 32 (!) Jahre alt waren.

Mein erster Nebenjob

Anfangs August kam Yasuo zu mir und sagte mir, dass ich nächste Woche Ferien habe, nur Chick und Tack blieben im Büro, ich könne zuhause bleiben. Auch Daigishi und er kämen nächste Woche nicht.

Shawn, ein Jobvermittler und mein bester Freund hier, wusste das und überraschte mich eines Nachmittags mit einem Jobangebot. Er habe gerade von einer Werbefirma gehört, die für einen Werbespot am Nachmittag dringend einen Ausländer suche. Der erste Kandidat habe überraschend abgesagt. Ich müsse nur in einem Werbespot einen überforderten Ausländer spielen, mehr wusste er auch nicht.

Da ich noch nie gut schauspielern konnte und mir solches Zeug unglaublich genierlich ist, sagte ich ab. Ich bereute meine Absage jedoch kurz später, rief ihn noch einmal an und sagte ihm diesmal zu.

Später erhielt ich ein Telefon von einem Japaner, der mir sagte, er hole mich in Shibuya ab, da der Dreh in Yokohama sei. So trafen wir uns und fuhren ungefähr eine Stunde lang zum besagten Bahnhof südlich von Tokio. Und um fünf Uhr war es soweit.

Die Instruktionen kamen via ein simples Telefon, noch bevor ich am Drehort war: „Geh zum Schalter, erkläre dem Schaffner, dass du nach „Ebina“ willst und keine Ahnung hast, wie du dort hinkommst, dass du es eilig hast und so weiter, lass Dir was einfallen: Rede einfach dauernd und sehr schnell auf Englisch!“

Wie befohlen eilte ich die Treppe runter, suchte das beschriebene Fenster und schritt auf den Wachmann zu. Links und rechts waren Mikrofone, drei Kameras auf mich gerichtet und ein paar Schaulustige beobachteten das Ganze. Ich schwafelte zwei Minuten auf den armen Wachmann ein, entschuldigte mich kurz, „ich ruf schnell mal einen Freund an!“, rannte hinter eine Ecke und dachte, dass ich bald das „ok, cut!“ zu hören bekomme – es kam jedoch nicht.

Nach zwei Minuten spähte ich das erste Mal um die Ecke, aber alles war ruhig. Also schritt ich wieder auf den Wachmann zu, um rauszufinden, ob alles „ok“ war.

Als mich die Kameramänner wieder erblickten, richteten sie die Kameras wieder auf mich und mir blieb nichts anderes übrig als einen zweiten Teil – grottenschlecht – zu improvisieren. Ich wiederholte plusminus was ich vorher gesagt hatte, fragte stupidestes Zeugs auf Englisch und ging nach zwei Minuten erneut „zum Telefon“. Diesmal ertönte dann auch endlich das „ok! cut!“

Danach drückte man mir 10'000 Yen – ca. 130 Franken – in die Hand und ich durfte nach Hause. Die Zugtickets wurden selbstverständlich bezahlt.

Ironie dieser Geschichte: Ich hatte wirklich anfangs enorme Probleme mit dem Ubahnsystem hier. Nachfolgend ist der Ausschnitt aus meinem Tagebuch, vom 8. Januar 2003, also am Tag meiner Ankunft. Ich musste auf eine andere Bahn umsteigen, um zu meiner Herberge zu kommen.

„Vor diesen Aus- und Eingängen [der Bahnhöfe] hatte ich ein wenig Angst, denn dort ging bei den Japanern alles so schnell und routiniert: Es sind zig kleine Schleusen nebeneinander, bei jedem Passagier auf und zu-zischend, so wie man sie überall kennt.“

Und die Japaner rannten da fast durch: schloss sich eine Schleuse, weil einer zu wenig bezahlt hatte, liefen sich da schnell ein paar Personen in die Rücken, eine Massenkarrambolage, wie die Elefanten im *Jungel-Buch*.

Da ich mir dieses peinliche Missgeschick ersparen wollte, wartete ich, bis wenige Leute vorhanden waren, sprich die Menschenflut nach ankommenden Zügen vorbei war. So stand ich mit meinem Gepäck lauernd in einer Ecke und wartete mehrere Minuten auf eine Gelegenheit: Kurze Zeit später lichteten sich die Menschenmassen und ich versuchte, durch die Schleuse zu kommen.

Ich schleppte meine Koffer zu einem der Schleuschen und liess das Ticket rein ins Lesegerät: das Türchen zischte und schloss sich vor mir. Ich war verwirrt und konnte mein Pech kaum fassen.

Sofort kam eine Art Polizist auf mich zugelaufen und sagte mir irgendwas. Ich verstand kein einziges Wort. Da ich vermutet hatte, dass es sich bei seinen Ausführungen nur um eine Moralpredigt halten konnte, wurde ich sichtbar grimmig. Ich schaute ihn wütend an und sagte ihm auf Englisch, dass ich das Ticket doch gerade erst gekauft hätte, was das den solle!?

Dazu muss man sich mein Gesicht in etwa so vorstellen: Die Augen – wegen den Kontaktlinsen, die seit 20 Stunden drin waren – zugekniffen, müde und rötlich verfärbt. Wegen der körperlichen Anstrengung war meine Haut ebenfalls rötlich, das Gesicht unrasiert und nach einer Seife schreiend. Dazu kam meine Wut, mein Jetlag, mein Heimweh, der Kulturschock, dieses unsäglich umständliche und schwere Gepäck. Und jetzt noch diese Moralpredigt!

Der „Polizist“⁵⁷ zuckte nach meinem Gebell kurz zusammen, öffnete das Tor und sagte mir ruhig und höflich, ich könne durchgehen, es sei kein Problem.“

Ein Nachtrag dazu: Mir war damals das Japanische noch viel zu fremd, als dass ich Tonfälle wirklich erkennen konnte: Ist das, was der da sagt, höfliches Stakkato oder herablassender Tadel?

Soviel kann ich jedoch im Nachhinein sagen: Man geht in Japan immer davon aus, dass sich der Kunde „geirrt“ hat, während man bei uns vermutet, dass er „bescheissen“ wollte. Folglich erwartete ich instinktiv eine „Runde Belehrungen“ – dabei wollte mir der Schaffner wohl nur helfen. Diesen Kulturunterschied habe ich jedoch erst später begriffen.

⁵⁷ Es war ein Bahnangestellter: Da mir diese Uniformen völlig unvertraut waren, hielt ich ihn für einen Polizisten.

Japanisch

Japanisch unterscheidet sich völlig von mir sonst bekannten Sprachen. Da mich viele Leute schon darauf angesprochen haben, gehe ich auf die wichtigsten Unterschiede kurz ein.

Der sichtbarste Unterschied zu europäischen Sprachen ist die Schrift:

□□□□□□ □□□□□□□□□□□□ MSN □□□□□□

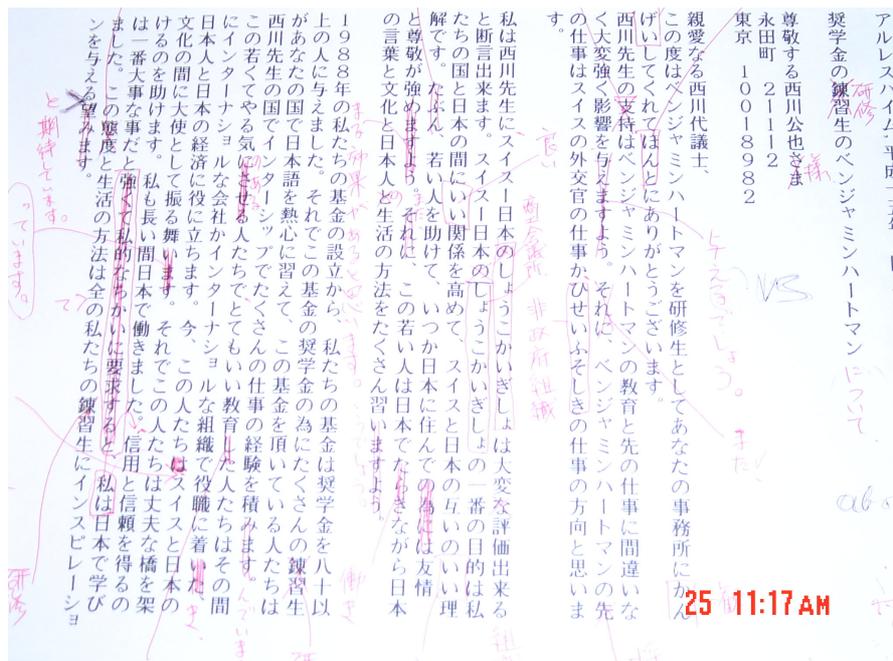
Wie man sehen kann, ist sie nicht einheitlich. Es gibt drei unterschiedliche Gruppen von Zeichen: Hiragana (□□) und Katakana (□□□□) sind zwei Alphabete, sie beschreiben Laute und man kann folglich alle Wörter damit niederschreiben, man muss nur wissen, wie das Wort tönt. Zu diesen zwei Alphabeten kommen noch über 2000 Kanjis (□□□□), diese Chinesischen Schriftzeichen – jedes Zeichen hat eine Bedeutung, z.B. „Haus“, „Baum“.

Der Leser wird sich fragen, warum die Japaner diese Zeichen nicht abschaffen – dass es eine furchtbare Anstrengung ist, all diese Zeichen zu lernen, versteht sich von selbst.

Die unglaubliche Anzahl von Homonymen verhindert, dass man diese Kanjis einfach abschaffen könnte und alles in Lautschrift niederschreibt: Das gesprochene Wort „hayai“ kann auf Japanisch zum Beispiel „schnell“ oder „früh“ bedeuten, in Katakana oder Hiragana wären die zwei Wörter identisch, mit Kanjis geschrieben sieht man jedoch sofort, welches „hayai“ nun was bedeutet.

Im Japanischen wimmelt es von solchen Beispielen. Aus diesem Grund wäre ein Text, der nur in Hiragana oder Katakana geschrieben ist, unverständlich.⁵⁸

Japanisch besteht also aus diesen Chinesischen Schriftzeichen, welche durch zwei Alphabete ergänzt werden. Diese beiden Ergänzungsalphabete, Hiragana und Katakana, werden für verschiedene Zwecke gebraucht.⁵⁹



⁵⁸ Bei den Missverständnissen in Gesprächen zeichnen dann Japaner den gemeinten Kanji, die gemeinte Bedeutung des artikulierten Wortes in die Luft.

⁵⁹ Grob gesagt: Katakana beschreiben Fremdwörter, Fachbegriffe und ausländische Namen. Hiragana den Rest.

Ein weiterer wichtiger Unterschied zu Europäischen Sprachen ist der Satzaufbau:

Im Japanischen unterscheidet man nicht Subjekt und Prädikat, sondern ein sogenanntes „Thema“ und ein „Rhema“. Das bedeutet, dass man zuerst sagt, worüber man redet (Thema) und dann was man dazu sagen will (Rhema): „Was ‚...‘ betrifft“ – „gut“. z.B. „Was mich betrifft“, „Student“, wird dann auf Deutsch „ich bin Student“.

Nun „Ich bin Student ist ein sehr einfacher Satz, wenn die Aussage komplexer wird, wird’s erst kompliziert. Ich erspare das dem Leser weitere Details, die wichtigsten Unterschiede wurden kurz erklärt.

Wie ich diese Sprache zu lernen anfang, ist vielleicht noch erwähnenswert.

Paul Dudler empfahl mir im Sommer 2002, bei einem gewissen „Dr. Reinfried“ in Zürich Japanischstunden zu nehmen, er gelte als der beste Japanischlehrer. Ich fand seine Internetseite und meldete mich für 20 Einzellektionen an, beginnend im Oktober 2002.⁶¹

Anfangs Oktober war es dann soweit, ich fuhr zu meiner ersten Doppellektion nach Zürich.

Er erwartete und fragte mich, warum ich Japanisch zu lernen beabsichtige. Ich erwiderte, dass ich ab Januar 2003 in Tokio sein würde, drei Monate in eine Sprachschule zu gehen beabsichtige und für den Rest des Jahres bei einem Parlamentarier Japans zu arbeiten gedenke.⁶² Von Ihm wolle ich die nötigen Grundlagen der Sprache hinreichend erklärt bekommen, damit ich nachher auf diesem Fundament selbständig weiterlernen kann.

Er war einverstanden, folglich kam ich jeden Freitag für eine private Doppellektion nach Zürich, von Oktober bis Dezember 2002.

Ich kannte am Ende die wichtigsten Regeln der Sprache, konnte sie aber – wie erwartet – nicht anwenden. Ich war am Ende des Kurses nicht fähig, Konversation zu betreiben, aber ich kannte die Grammatik – so wie ich es mit ihm abgemacht hatte.

In Tokio angekommen ging Phase zwei los: Hemmungen abbauen und Reden lernen. Ich lernte täglich bis spät abends und gönnte mir kaum mehr als drei Stunden Nichtlernen pro Tag.⁶³ Ich lernte Wörter, machte Schreib und Leseübungen und hörte vor dem einschlafen Radiokassetten mit Konversationen – hie und da träumte ich ab damals auf Japanisch.

⁶⁰ Es kam damals ein Dankesbrief der Handelskammer und Yasuo bat mich, ihn zu übersetzen. Da solche Übersetzungen sehr anspruchsvoll sind und ich ja erst seit nem halben Jahr (!) Japanisch lernte, war das Resultat entsprechend. Nach einer weiteren Überarbeitung überreichte ich den Brief meinem Parlamentarier, der jedoch zufrieden war.

⁶¹ Wer mehr Informationen dazu will, gehe auf seine Homepage: www.asiaintensiv.ch

⁶² Dass er, als ich das sagte, ein wenig skeptisch dreinschaute, kann ich ihm nicht verübeln. Noch kritischer war irgendein Beamter Japans an der Botschaftsparty in Bern, eine Woche nach meiner ersten Lektion bei Herrn Dr. Reinfried. Dieser Japaner antwortete mir damals in etwa: „Was?...bei einem Parlamentarier Japans ? Und sie haben erst gerade mit Japanisch angefangen? Das glaub ich nicht wirklich..“ (Für einen Japaner eine unglaublich schrofte Antwort) Ich erwiderte jedoch: „ Klar, mein Japanisch mag nicht gut sein, aber ich denke ja immer noch auf Deutsch!“ Er verstand mein Argument, glaubte es mir aber trotzdem nicht...

⁶³ Mit den Lernmittel von Dr. Reinfried. Dass ich ihm im Dezember noch Band Zwei seiner Lernmittel abgekauft hatte, war ein Glückstreffer. Ich habe inzwischen einige weitere Lernmethoden gesehen, halte seine

Mein Wissen wuchs so von Tag zu Tag, von „Reden“ konnte jedoch bis Mitte Jahr noch keine Rede sein: Ich stotterte, ächzte oder krächzte Japanisch. Kein Witz, man braucht lange um sich in diesen Regeln zu Recht zu finden, sehr lange. Trotz diesem intensiven „Gebüffel“ war ich noch nirgends, das war frustrierend, aber gleichzeitig ein Ansporn. Ich musste – ohne wenn und aber – auf ein akzeptables Niveau kommen.

Folglich blieb ich dran und ab April, als ich nicht mehr Japanischstunden hatte, sondern arbeiten musste, halfen meine Arbeitskollegen mit.

Am ersten Tag im Büro fing Tack an, mir mittels Pantomimen neue Wörter zu illustrieren, täglich schrieb ich neue Wörter nieder und übte sie mit ihnen ein. Wenn ein Gast ein neues Wort gebrauchte, schlug ich es nachher nach. Und so weiter: Von Januar bis Juli war ich am lernen, mehr als ich es je an der Universität tat.

Ich wurde dann aber auch dafür belohnt:

Ab Mitte Jahr konnte ich dann das erste Mal mit Japanerinnen, die kein Englisch konnten, ausgehen. Mein Japanisch war und ist nicht grossartig, für Konversation reichte es jedoch.

Auch mich vor einer stattlichen Gruppe vorzustellen – auf Japanisch – war mit der Zeit kein Problem, die Hemmung war ziemlich abgebaut. Oder anders formuliert: Ich hatte schon so viele peinliche Auftritte hinter mir, irgendwann wurde ich routiniert und lockerer.

Fazit: Es war ein ziemlich grosses Vorhaben, dass ich mir diese Sprache im Crashkurs beibringen wollte. Aber es hat sich gelohnt und es macht immer noch unglaublich Spass, es wurde ein Hobby, vom ersten Tag an, bis heute.

Einsamkeit

Am 8. Januar 2003 stand ich am Flughafen Tokyo-Narita. Unvermutet kam eine Studentin auf mich zu und fragte mich, „ob ich *der* Austauschstudent wäre...?“

Ich winkte lächelnd ab, aber diese kleine Frage vergegenwärtigte mir plötzlich, dass mich hier kein Mensch erwartete, nur eine Schule, bei der ich am Donnerstag schnell vorbeischaun soll und ein Mann namens „Dan Harada“, den ich mal anrufen soll. Ich kannte jedoch beide nicht.

Ich war damals wie gelähmt: Am Vorabend war ich noch mit vielen Freunden im Braunen Mutz gewesen und feierte meinen Abschied, 24 Stunden später war ich mutterseelenallein in einer völlig fremden Kultur, auf der anderen Seite der Welt und fragte mich: „was zum Teufel mache ich eigentlich hier? ich kenne dieses Land überhaupt nicht, ich kenne niemanden, ich spreche ja kaum diese Sprache, ich weiss nicht mal ob es mit dem Job überhaupt klappen wird.

Alles was ich wusste war, dass ich ein Jahr in Japan bleiben musste – eine Bedingung des Stipendiums.

Ich erinnere mich an diese Ankunft bis heute sehr genau. Ich wäre am liebsten in ein Flugzeug zurück nach Europa gestiegen. Diese asiatischen Gesichter waren mir anfangs einfach unbeschreiblich fremd und wirkten entsprechend abstossend.

Im Flugzeug hatte es noch viele Westler, hier am Flughafen war ich plötzlich allein: Wo waren all die Westler, die mit mir hierher geflogen waren, eigentlich plötzlich hin?⁶⁴

The advertisement is for '駅前留学' (Station Front Study) and features a pink rabbit character with a blue 'N' on its chest. The text is in Japanese and includes the following elements:

- Top left: 'NOVAうさぎ' (NOVA Rabbit) and 'ご入学者にプレゼント' (Gift for new students).
- Top right: 'このコース登録だけで「駅前留学」のレッスンも自宅でも' (With just this course registration, lessons are also available at home).
- Bottom left: '英会話' (English Conversation) and 'ビジネス英語・TOEIC® Test対策' (Business English, TOEIC Test Preparation).
- Bottom center: '駅前留学 お茶の間留学' (Station Front Study, Living Room Study) and the website 'http://www.nova.ne.jp'.
- Bottom right: 'これだけ選べて 1レッスンあたり1,200円〜' (With just this selection, 1 lesson for 1,200 yen or more).

Eine typische Werbung in Tokios U Bahn:⁶⁵ Süße Farben, fremde Schrift, etc.

⁶⁴ Ich unterhielt mich im ersten Flug nach Japan mit einem Architekten namens Mike, aus Sydney. Nun, viele im Flugzeug machten dasselbe wie er: sie gingen gar nicht nach Japan rein, sondern flogen nach Australien weiter.

⁶⁵ Die Werbung wirbt für eine Sprachschule und ist hier omnipräsent. Eine kleine amüsante Geschichte dazu, denn dort ereignete sich ein lustiger Dialog: Viele Amerikaner hier arbeiten als Englischlehrer, viel bei dieser Schule, ich kenne zwei. Als einmal einer dieser Lehrer einen Schüler beiläufig fragte: „Where do you come from?“ schaute ihn der Schüler pikiert an und antwortete: „from Hiroshima, you should know it, you bombed

Ein Angriff auf die Sinnesorgane, anfangs bekommt man davon Kopfschmerzen.

Zu meiner Erleichterung erblickte ich im Zug Richtung Tokio wieder einen Westler und vermutete einfach mal, dass er ebenfalls ein Neuankömmling sein müsse. Während der Fahrt streifte ihn mein Blick hie und da und ich vermutete des Weiteren – weiss der Geier warum – dass es ein Schweizer sein müsse. Das tröstete mich ein wenig, da es mir das Gefühl vermittelte, nicht gänzlich allein zu leiden: Geteiltes Leid, halbes Leid. Als mein Blick ihn kurz später ein weiteres Mal streifte, war er gerade munter mit einem Japanischen Handy am telefonieren, auf Spanisch. Der war offensichtlich frohen Mutes nach Japan zurückgekommen und vermittelte des Weiteren – da ich kein Spanisch rede – in keiner Weise irgendwelches Heimatgefühl. Ein weiterer Dämpfer. Ich war noch keine zwei Stunden in Japan.

Was ich damals nicht wusste war, dass ich den Tiefpunkt meines Japanjahres bereits hinter mir hatte. Von da an ging's nur noch bergauf.

Man vermisst übrigens nicht Kleinigkeiten, wenn man so weit weg ist: Die Sprache, die Musik, die Schrift, die Gesichter, die Regeln, einfach alles: Man weiss nicht mal wie man ein Ubahnticket löst, ich war auf einmal auf dem Niveau eines Kleinkindes: Ich konnte weder anständig sagen, was ich will, konnte kaum was lesen, nicht anständig essen. Ja auch das Essen hier war mir anfangs ein Graus: Ich kannte von Japans Küche genau zwei Gerichte: Sushi und Tofu – und ich mochte beide nicht wirklich.

Da es für mich neu war, mit diesen Stäbchen zu essen, hatte ich nach jedem Ausgang ein paar Tage Muskelkater in den Fingern. Dazu kam noch, dass sich der Magen umstellen musste, ich glaubte zeitweise inkontinent zu werden. Ich hatte im Januar mehrfach urplötzliche Magenverstimmungen, warum, ist mir bis heute nicht ganz klar. Ich war im Januar ein Kleinkind, in jeder Hinsicht, besser gesagt: ein Waisenkind.

Wie bereits erwähnt: Es ging nur noch aufwärts. Da ich alle Hände voll zu tun hatte, hatte ich keine Zeit für Selbstmitleid oder Depressionen. Mein Japanisch war noch unbrauchbar, folglich lernte ich täglich morgens in einem Kaffeehaus, nachmittags im Unterricht, abends zuhause. Ich lernte nur.

Dass das US-Raumschiff *Columbia* anfangs Februar über Texas auseinanderbrach, erfuhr ich via meinen Kumpel Shawn, jedoch eine Wochen nach dem Unfall. Diese Tragödie war überall auf den Frontseiten und in den Zeitungen, ich bekam jedoch nichts davon mit. Ich kaufte kaum je eine Zeitung und schaute nie fern, ich konzentrierte mich nur aufs Japanischlernen.

Da mir das Japanischlernen viel Spass bereitete, fand ich diese Einsamkeit nicht so schlimm – und ich begann am eigenen Leib zu erfahren, warum Leute, die keine Freunde haben, häufig a) so weltfremd und b) so gute Schüler sind: Da geht alles Hand in Hand. Aber im Ernst: Das Lernen füllte eine Art Vakuum in mir - und bereitete mir Spass.

Wie mehrfach erwähnt, hatte es in der Schule noch einen anderen Westler: Shawn, ein 36 Jähriger Amerikaner, der mit seinen vier Kindern und seiner Frau im Norden von Tokio lebt.

us!“ Der Lehrer war verwirrt, verfolgte diesen Seitenhieb nicht speziell und der Unterricht ging weiter. Später fragte dann der Schüler den Lehrer, woher denn er komme, worauf der Lehrer antwortete: „...me? From Hawaii, you should know it, you bombed us...“

Wir verstanden uns schnell gut, lernten bald zusammen und ab Ende Januar gingen wir hie und da ein paar Biere trinken. Bald gesellte sich noch weitere Leute dazu und Ende Februar hatten wir eine Art Clique. Und ab diesem Zeitpunkt war ich nicht mehr einsam.

Später kamen dann Ausflüge und Vergleichbares dazu, das Leben fing wieder an, normal zu werden. Wie gesagt: Der Tiefpunkt war die Ankunft, ich nehme an, dass es vielen so ergeht.

Zu guter Letzt: Ich bin froh, dass ich viele Eindrücke im Januar niedergeschrieben hatte, denn sonst würde ich mich nicht an meine ersten, negativen Reaktionen erinnern. Ich liebe inzwischen Sushi und Tofu, ja sogar den bitteren Grüntee trinke ich freiwillig – verbrenne mir aber nach wie vor die Finger. Ich hab seit Mitte Jahr keinen Hamburger oder Kombi-Sandwiches gegessen, nur noch Japanisches Essen. Dass ich mich an die Gesichter gewöhnt habe und sie mich überhaupt nicht mehr befremden, versteht sich von selbst.

Selbstmorde

Ich war mir bis zu letzt nicht sicher, ob ich dieses Kapitel streichen soll. Problem: Nach all meinen Streichungen hatte es am Ende auch keine Pointe mehr. Trotzdem hat das Kapitel vielleicht ein paar Informationen, die den Leser interessieren könnten. Da es kurz ist, langweilt es worst case auch nur kurz. Darum ließ ich es drin.

Harakiri ist ein weltweit bekanntes Selbstmordritual und kaum einer versteht, warum das so grausam sei muss: Wenn die Ehre es verlangt, schlitzen sich Männer den Bauch auf, Frauen schneiden sich die Kehle durch. Anscheinend.



Ich bat Tack, Harakiri anschaulich vorzuzeigen..⁶⁶

⁶⁶ Harakiri, höflicher „Seppuku“ genannt: In Japan muss man sogar für Selbstmord Regeln lernen, und so geht man – laut Tack – richtig vor:

1. Auf die Knie
2. Messer links in den Bauch stechen
3. es nach rechts rüberziehen
4. (dann schlägt ein anderer den Kopf ab)
5. sterben

Sich im Notfall, wenn man versagt hat, den Bauch aufzuschlitzen war eine Frage der Ehre, aber auch der Rationalität: Der Untergebene wollte seinem Herren seinen Mut und Aufopferungswillen demonstrieren.

Damit der Herrscher diese Aufopferung auch sicher mitbekam, schrieben sich die Samurai hie und da ihre Namen auf Zettelchen und befestigten diese an ihrem Körper, erst danach brachten sie sich um. Nun wusste der Herrscher, dass diese Untertanen bis zum bitteren Ende treu ergeben waren und der Herrscher hatte so einen Anreiz, die Nachkommen zu fördern. Harakiri ist also so eine Art letzte Investition in die Familienplanung.

Im Zweiten Weltkrieg wurde dann ein weiterer Aufopferungstod der Japaner berühmt: Kamikaze.⁶⁷ Kamikaze bedeutet auf Japanisch „göttlicher Wind“ und was damit gemeint ist, weiß jedes Kind.

Weniger bekannt ist jedoch, dass die Kamikazepiloten immer auch noch für den Fall, dass was schief ging und sie mit Kriegsgefangenschaft rechnen müssten, ein Messer dabei hatten. Kamikaze war damals Plan A, Harakiri Plan B.

Kurz und gut: Japan ist für seine Selbstmordkultur berühmt – auch heute noch. Ich möchte nicht eine zu amateurhafte Ursachenforschung dieser Selbstmordkultur betreiben und hüte mich, in Details zu gehen.

Ein zentraler Grund für diese Selbstmordkultur liegt jedoch sicher in der Loyalität zu wem auch immer, welche Japanern sehr viel bedeutet und welche heute vor Allem im Fleiß vieler Japaner sichtbar ist. Im Sommer schufteten sich viele Japaner wortwörtlich zu Tode.⁶⁸

Es gibt im Japanischen ein spezielles Wort dafür: „Karoshi“, Tod wegen Überarbeitung.

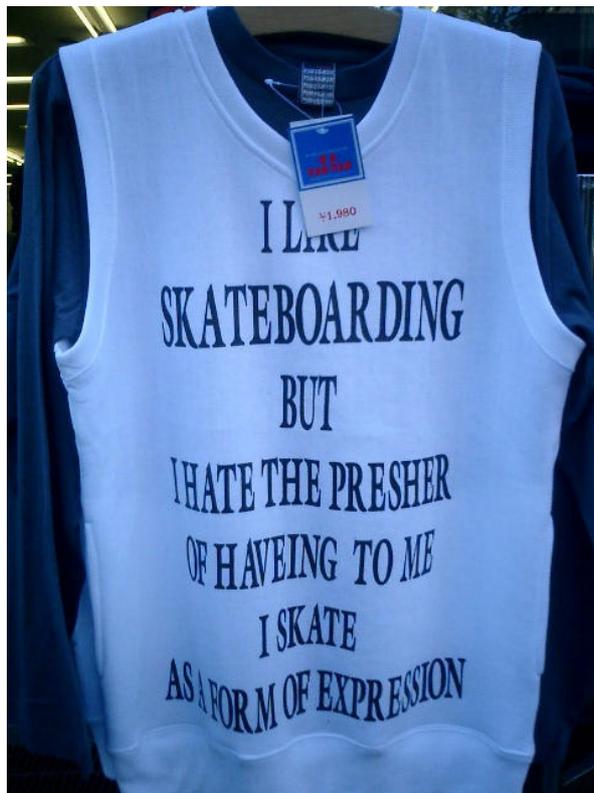
⁶⁷ Als die Mongolen im Mittelalter mehrfach versuchten, Japan zu erobern, wurden sie von Stürmen davon abgehalten. Diese Stürme nannten die Japaner „Kamikaze“, Göttliche Winde. Die Militärregierung missbrauchte später diesen Ausdruck für Selbstmordmissionen.

⁶⁸ Eine interessante Beobachtung zur Japanischen Arbeitsmoral findet man in Haruki Murakamis Buch „Underground“. Bei vielen der von ihm interviewten Opfer der Sarin Gas-Attacke von 1995 war der erste Gedanke nicht in der Art: „oh mein Gotte, ich werde vergiftete, ich sterbe“, sondern eher: „Oh mein Gott, ich komm jetzt zu spät zur Arbeit!“ Die Nottelefonate gingen häufig zuerst an den Boss, erst dann an die Familie. (vgl. Murakami Haruki: *Underground*)

Englisch

Ich war wiederum im Hauptbüro meines Chefs, nördlich von Tokio gelegen, und wollte kurz den Computer benutzen. Man sagte mir, dass er „seit gestern Abend“ nicht mehr funktioniere, der Bildschirm blieb im DOS-Modus und der PC startete nicht wirklich auf. „Sie würden wohl bald einen Spezialisten herkommen lassen“, fügten sie hinzu.

Ich las kurz den Text auf dem Bildschirm und nach drei Sekunden lief der PC wieder. Warum? Keiner im Büro konnte die auf Englisch geschriebene Aufforderung am Bildschirm verstehen, welche besagte, dass sich im Laufwerk eine Floppydisk befindet und diese für ein erfolgreiches Aufstarten bitte zu entfernen sei. Also nahm ich die Diskette raus, der PC lief.



Da es eh kaum ein Japaner versteht, kann ein Schriftzug so dumm und falsch sein wie nur möglich..

Das Beispiel sollte es hinreichend aufgezeigt haben. In Japan spricht kaum jemand Englisch. Ob Junge, ob Akademiker, ob Karrieretypen⁶⁹ oder ob Firmenpräsidenten: Ich kenne von allen ein paar und kaum einer scheint brauchbares Englisch zu sprechen.

Natürlich gibt es Ausnahmen, aber das Normale ist verblüffend- und erwähnenswerter.

Japaner haben – wie viele andere Länder – viele Ausdrücke vom Englischen übernommen, wie zum Beispie *Thank you*, dass hier unter Japanern eine gängige Floskel für *Dankeschön* ist.

⁶⁹ Karrieren beginnen hier häufig beim Staat: Viele hohe Funktionäre wechseln in die Privatwirtschaft, „Amakudari“ genannt: Nicht mehr Wettbewerb bestimmt dann, wer z.B. Kredite oder Bauaufträge bekommt, sondern die Beziehungen zwischen dem den Auftrag verteilenden Ministerium und dem ehemaligen Mitarbeiter, der nun in der Privatwirtschaft ist. Fazit: Karrieren beginnen in Japan häufig beim Staat und enden in der Privatwirtschaft.

Man versteht diese Ausdrücke jedoch kaum, da diese Floskeln nicht übernommen, sondern ins Japanische Alphabet transformiert werden. Wenn ein Franzose einen Englischen Ausdruck benutzt, versteht man das ganze trotz seinem Akzent.

Bei einem Japaner versteht man es jedoch häufig kaum oder gar nicht.

Machen wir doch gleich mal ein Ratespiel, die Antworten stehen in der Fußnote:

Was bedeutet *arumi-hoiru*, *maneejaa*, *karafuru*, oder *hansamu* auf Englisch?⁷⁰

Es dürfte den Leser nicht überraschen: Sprechen Japaner Englisch, versteht man anfangs kein Wort.

Hat sich dann das Ohr an die Aussprache gewöhnt, kommen weitere Verständigungsprobleme dazu: Die Wortwahl und die Grammatik.⁷¹

Beispielsweise *Penalty* anstatt *fine*, für eine Polizeibusse. Ich fragte Amerikaner mehrfach, ob sie diese häufig anzutreffende, komische Wortwahl vieler Japaner nicht auch sonderlich und altertümlich fänden – sie stimmten mir zu.

Auch die verwendete Grammatik ist „irgendwie komisch“, die Formulierungen sind häufig ein wenig peinigend, vielleicht korrekt, aber gewöhnungsbedürftig.

Als beispielsweise mein Chef neu „Parliamentary Secretary of Cabinet Office“ des Kabinetts wurde und wir drauf und dran waren, die neuen Visitenkarten zu ordern, sagte ich im Büro, dass dieser Titel meiner Meinung nach falsch sei, zumindest schlecht: das müsse *of the* oder *for the* Cabinet Office heißen, den Vorgängern – von dessen Visitenkarte wir den Titel hatten – wäre da wohl ein Fehler unterlaufen.

Da Titel häufig Sonderregeln haben und ich ja kein Englischexperte bin, rief ich einen Amerikaner an. In seinen Ohren tönte es ebenfalls falsch und er gab mir Recht.⁷²

Sowohl bei der Wortwahl als auch bei der Grammatik waren die Amerikaner hier derselben Meinung wie ich. Das Englisch ist hier häufig speziell. Mag sein, dass es einfach der Unterschied zwischen dem GB-Englisch und dem USA-Englisch ist, ich glaube es jedoch nicht, zumindest nicht nur.

Zum Teil scheinen hier in Japan einfach Dinge übriggeblieben zu sein, die man heute weder in den USA noch in Europa noch sieht. Das Wort für das Japanische Parlament ist ein weiteres Beispiel, es ist bis heute „Diet“.

Wie bereits in einer Fußnote erwähnt: Das ist ein Preußisches, folglich ein Deutsches Wort, das in Deutschland jedoch kein Mensch kennt – oder sagen wir „das kaum jemand kennt“.

Ich vermute, mit dem Englischen verhält es sich da ähnlich. Wörter und Konstruktionen, die in den USA längst nicht mehr im Aktivgebrauch sind, sind in Japan noch im Grundwortschatz.

Nicht nur in der Sprache, sondern auch in anderen Bereichen sieht man hier häufig so relikartiges Zeug, das man in Europa kaum noch sieht: diesen käferartigen Frack beispielsweise, die Armbinden und Trillerpfeifen, hier bekommt man immer wieder Modeerscheinungen vergangener Epochen mit, welche sich hier institutionalisiert haben.

⁷⁰ Arumi-hoiru = aluminium foil / maneejaa = Manager / karafuru = colorful / hansamu = handsome
Diese Wörter sind Japanisch, viele Japaner sprechen die aber auch so aus, wenn sie Englisch sprechen.

⁷¹ Zugegeben, ich wage mich mit meinen Behauptungen aufs Glatteis, aber ich wag's mal.

⁷² Ich sagte jedoch nichts mehr. Der Titel auf der Visitenkarte blieb „Parliamentary Secretary of Cabinet Office“

Ich vermute eben, dass es mit der Sprache gleich ist. Aber eben: Ich bin kein Experte, vielleicht ist einfach mein Englisch zu schlecht.

Hiroshima

Was im Zweiten Weltkrieg auf Hiroshima abgeworfen wurde, weiß jedes Kind, leider selten viel mehr. Aus diesem Grund will ich die Geschichte kurz zusammenfassen.⁷³

Ende des Zweiten Weltkriegs, Deutschlands Niederlage war absehbar, die Kapitulation Tokios noch nicht ganz.

Roosevelt rang Stalin das Zugeständnis ab, dass Russland nach dem Ende des Krieges in Europa den Japanern den Krieg erklärt.

Als Nazi-Deutschland dann besiegt war, zeigte sich langsam, dass Stalin der kommende Feind sein würde. Diese damalige Abmachung zwischen Roosevelt und Stalin war nun den Amerikanern ein Dorn im Auge. Es galt die Russen aus dem Krieg gegen Japan rauszuhalten, den Krieg im Pazifik zu beenden, bevor Russland in Fernost Gebiete, oder gar Japan erobern konnte.

Da kam die Entwicklung der Atombombe sehr gelegen. Die USA erhofften sich – unter anderem – von ihrem Abwurf ein rasches Kriegsende.

In Hiroshima lag ein wichtiges, militärisches Quartier, und hätten die USA Honshu – die größte Insel Japans, Tokio liegt darauf – mit Bodentruppen gestürmt, wäre das Hauptquartier von Tokio nach Hiroshima verlegt worden.

Da das US-Militär sicherstellen wollte, dass das Resultat der Atombombe unverfälscht beobachtet werden kann, wurde Hiroshima von konventionellen Bomberangriffen verschont.

Die Bevölkerung Hiroshimas merkte „das“ und ahnte, dass etwas „speziell Böses“ auf sie zukommen würde. Wann, das wussten sie natürlich nicht, aber damit die erwarteten Feuer nicht zu viel abbrennen können, schlugen sie Brandschneisen in die Häuserreihen und warteten.

Am 6. August 1945 sichteten die Bewohner Hiroshimas drei US-Flugzeuge über der Stadt.

Da man es nur für unbedeutende Aufklärer hielt, wurde nicht Alarm geschlagen und die Leute gingen nicht in die Schutzbunker runter. Das verschlimmerte das Ganze noch mehr, denn kurz darauf folgte ein lautloser Blitz.

Dann brannte es, dann wurde es dunkel: gegen 70'000 Menschen verdampften, verbrannten oder wurden lebendig begraben.

⁷³ Ich besuchte Hiroshima anfangs November, die Geschichte dazu kann man u.A. in folgenden Werken gut nachlesen John Hersey: *Hiroshima* (1946). Don Oberdorfer: *The Two Koreas* (2002). Walter Lafeber: *The Clash* (1997)

Zur Geschichte Japans im Zweiten Weltkrieg: Saburo Ienaga: *The Pacific War 1931-1945* (1968). Robert Smith Thompson: *Empires on the Pacific* (2001). Robert B. Stinnett: *Day of Deceit – The Truth about FDR and Pearl Harbor*. (2000). Etc.



Die Tramschienen sieht man noch heute

Kaum ein Einwohner Hiroshimas verstand damals, was wirklich passiert war. Die Japanische Militärregierung hielt sich wie immer zu bedeckt, abstruse Gerüchte kursierten. Medizin und Krankenhäuser waren häufig zerstört oder unbrauchbar, das menschliche Elend muss grauenvoll gewesen sein.⁷⁴

Nun überschlugen sich die Ereignisse: Die Japaner hofften nach wie vor, mit Stalin den Frieden halten zu können und so die USA zu einem Waffenstillstand überreden zu können. Stalin nutzte jedoch – wie immer – die Stunde geschickt und erklärte Japan am 8. August den Krieg. Russische Panzerverbände drangen schnell die Koreanische Halbinsel runter.⁷⁵

Am 9ten August – nur drei Tage nach der ersten – zerstörte die zweite Atombombe Nagasaki, Japans Schicksal war nun besiegelt, das Militär musste die Führung abgeben.

Am 15. August 1945 kapitulierte das imperiale Japan. Als der Kaiser die Kapitulation vorlas, hörten die Japaner zum ersten Mal seine Stimme und weinten vor Kummer – auch in Hiroshima.

Neun Tage nach und auch wegen „Hiroshima“ war der Zweite Weltkrieg vorbei.

Hiroshima spielt auch heute noch eine ganz wichtige Rolle. Während die Schulklassen in Deutschland die Konzentrationslager besuchen, besuchen Japanische Schulklassen die Gedenkstädte in Hiroshima: Es wimmelt dort nur so von Schulklassen.

So – unter anderem – verfestigt sich das Geschichtsbild vieler Japaner, dass Japan in diesem Krieg mehr Opfer als Täter war.

⁷⁴ Ein kleines Wunder gab es in den Wochen nach der Zerstörung: Es grünte überall in der Stadt, die Pflanzenwelt erlebte kurz später einen zweiten Frühling. Vielleicht wegen der Radioaktivität, vielleicht wegen den freigesetzten Mineralien in der Asche der Menschen, Hersey geht leider nicht in die Details dazu. John Hersey: *Hiroshima* (1946)

⁷⁵ Damals und deshalb begann die Teilung Koreas. Im Norden setzten die Russen ihre Militärregierung ein, im Süden die USA die ihrige. Bis heute ist das Land geteilt. (vgl. Don Oberdorfer, *The Two Koreas*)



Der Friedensdom heute – die Brücke links war das Ziel der Bombe

Das Gesundheitssystem

Ich hatte anfangs September ein wenig Halsweh. Nachdem sich das Ganze von Tag zu Tag verschlimmerte, beschloss ich eines Tages einen Arzt aufzusuchen.

Ich ging folglich zu einem nahe gelegenen Krankenhaus und erklärte meine Beschwerden. Ich sagte, dass ich geschwollene Mandeln hätte und leichtes Fieber, jedoch keinen Husten. Des Weiteren fügte ich hinzu, dass ich am Morgen ein Antibiotikum genommen hätte und dieses auch weiterhin zu nehmen beabsichtige.

Der Arzt schaute zwei Sekunden in meinen Rachen, verschrieb mir ein anderes Antibiotikum und sagte mir, ich solle „morgen“ wieder vorbei kommen.

Da ich der Meinung war, dass man nicht einfach von einem Antibiotika auf ein anderes wechseln sollte, versuchte ich ihm zu widersprechen, meine Japanischkenntnisse hinderten mich daran, meine Sorgen wirklich rüberzubringen.

Ich bezahlte gegen 10'000 Yen – für im Kern keine Neuigkeiten – und ging nach Hause.

Ich nahm das Schmerzmittel und das Antibiotikum ein, weder das eine noch das andere wirkten.

Am nächsten Tag war dann der Experte des Krankenhauses da. Ich wartete im Wartezimmer gegen eine Stunde und wurde endlich zugelassen. Der Arzt war – ich schätze – 22 Jahre alt, bestätigte noch mal seine Vermutung und verschrieb mir wiederum Antibiotika.

Nach einer Woche war klar, dass auch diese Medikamente nichts bringen würden, ich ging erneut zum Krankenhaus, klagte mein Leid und diesmal hatte es auch einen Arzt der älter war als ich.

Er sagte mir wiederum nichts Neues und verschrieb mir wiederum ein neues Antibiotikum. Wenigstens fragte dieser mich nach meinem Gewicht, „da die Dose für einen Westler zu schwach sein könnte. Falls es immer noch nicht wirken sollte, sollte ich wieder kommen.“

Ich antwortete „ja, mach ich“ und dachte „niemals“ – ich schlag die Japaner eben gerne mit ihren eigenen Waffen. „Hai“ sagen, und „nein“ denken.⁷⁶

Meine Beschwerden verminderten sich – ich gurgelte heißes Salzwasser – die Mandeln waren bald wieder ok.

Ich bezahlte Alles in Allem gegen 300 Franken – für nicht viel. Dass ich nie wieder in dieses Krankenhaus ging, versteht sich von selbst.

Wer mit Japans Gesundheitssystem zu tun hat, dem empfehle ich zwei Dinge: Erstens, genug Geld dabei haben – 20'000 Yen sollten reichen – da man bar bezahlen muss.

Zweitens, den Arzt – den man übrigens mit „Sensei“ ansprechen sollte – ja nicht einfach machen lassen, sondern führen, sagen, dass man eine größere Dosierungen braucht – Japan ist bekannt dafür, dass die Dosen hier für Westler völlig unzureichend sind. Ob Deodorant oder

⁷⁶ Anmerkung: Das Japanische „hai“ bedeutet „Ja, ich habe **verstanden**“, aber nicht „Ja, ich bin **einverstanden**“. Da Westler das „hai“ häufig als „Einverstanden“ verstehen, die Japaner jedoch nicht, sorgt natürlich immer wieder für Missverständnisse. Aber eben, man kann dieses Spiel auch umdrehen. (Ps: Für „Einverstanden“ kann man auf Japanisch „so desu!“ verwenden)

Medikamente, alles ist – verständlicherweise – für Westler zu schwach dosiert, man sollte es dem Arzt sagen, vor allem, wenn er noch ein halbes Kind ist.

Meine Erfahrung war da übrigens kein Einzelfall: Ein anschauliches Beispiel fand ich in einer Beschreibung Murakamis bei der Tokio-Gas Attacke 1995. Ein älterer Mann schaute aus Neugierde in einen der Bahnhöfe rein. Da noch nicht klar war, warum alle Leute hustend und keuchend rausrannten, wusste er nicht, was für eine Leichtsinnigkeit er beging. Kurze Zeit später hat er auch die ersten Symptome einer Sarin-Vergiftung:

„...TV News carried first reports about the gas attack. People at the office said, 'Ishikura, if you're sick you'd better see a doctor,' so I went to a nearby hospital. The doctor told me, 'this is just a cold.' 'But's been on TV,' I said. Unfortunately the NHK News had said nothing about the attack, so he gave me two aspirins and said, 'see, there's nothing on the news. It's just a cold. If your head still hurts take another of these at noon.'⁷⁷

Der Mann überlebte das Ganze trotzdem. Sicherlich, der betreffende Arzt hat es in so einem Fall nicht gerade einfach. Ich musste trotzdem schmunzeln, als ich diese Zeilen las: Diese Schnelldiagnose kam mir doch irgendwie bekannt vor..

⁷⁷ Murakami Haruki: *Underground* (2000), S. 181

In Teufels Küche

In Reiseführern ist es immer dasselbe: Einfach jedes Gericht Japans ist unglaublich gut und man muss es unbedingt probieren!

Nun gut, dem widerspreche ich nicht vollständig, ich widerspreche kaum: Ich liebe Japanisches Essen, kein Witz, aber ich will diese überall lesbaren Lobdudeleien relativieren: Meiner Meinung nach sind viele Gerichte Japans unglaublich gut, viele gewöhnungsbedürftig und ein paar schlicht fürchterlich.

Im Folgenden gehe ich fast nur auf die böseren Überraschungen ein – durchgehend grauenhaft sind die asiatischen Essmanieren, aber auf die will ich nicht noch einmal eingehen.

Eine Vorbemerkung noch: Ich schrieb das ganze Jahr hindurch Kettenmails und kommentierte in diesen gewisse Gerichte, die ich essen durfte. Diese Kommentare werden im Folgenden im Original nochmals wiedergegeben – und zum Teil ergänzt.

Yakitori



Bild aus dem Internet

„Yakitori‘: Ein bekanntes und sehr beliebtes Gericht Japans, das in jedem Reiseführer gepriesen wird: Es handelt sich dabei um Spiesschen mit Hühnerfleisch.

Die ersten Spiesschen kamen und sahen ganz normal aus, nur ein wenig zu hell. Mit strahlenden Augen sagte man mir, dass es sich um Hühnerknorpel handelt. Alle diese Knorpelartigen Dinger am Huhn, die jeder vernünftige Mensch direkt in den Abfalleimer wirft, werden hier an einem Spiess aneinander geschichtet und in Öl gebrutzelt, bis es lecker aussieht: immer wieder schlüddert, kracht und flütschte es zwischen den Zähnen und mir wurde selbstverständlich schlecht. Dass es nur nach Fett und Öl schmeckt, versteht sich von selbst.

Der zweite Gang sah nach „Fleisch“ aus, aber für Hühnerfleisch ein wenig dunkel. Ich probierte ein wenig, aber es schmeckte einfach nicht nach Hühnerfleisch. Weiches, pappiges und dunkles Fleisch, dass irgendwie die saftigen Muskelfasern vermissen lies: „Das ist der Magen vom Huhn!“ sagte man mir freudenstrahlend.

Der dritte Spiess war dann die Hühnerhaut, aufgerollt und leicht angeröstet: und zwar nicht die knusprig-würzige Haut eines gut gebratenen „Händels“, sondern dieses halbgekochte, beige und fettige Geschlüdder eines miserabel zubereiteten Suppenhuhns.

Ab diesem Zeitpunkt hätte es mich nicht mehr verwundert, wenn als Nachtisch ein Salat aus den Federn gekommen wäre. Gottseidank kam aber nichts mehr..“

Eine Woche später durfte ich es erneut probieren, ein Auszug aus dem Mail von Anfang Juli:

„...Grund war, dass in Japan nicht jeder was für sich bestellt, sondern alle zusammen etwas für Alle bestellen. Die Hühnerknochen konnte ich verhindern, die Hühnerhaut jedoch nicht ganz, denn diesmal kam sie in einem anderen Kleid: Ein vor Fett tiefendes Schlüddersüppchen: Hühnerhaut, Hühnerfett und ein wenig Pfeffer. Ein lauwarm-, matsch- und klebriges Kalorienbömbchen mit dem zu entsprechend Geschmack. Am Ende hatte ich vom vielen Fett ein glänzendes Kinn und eine Magenverstimmung, das gibt’s gar nicht. Ich hätte am liebsten Windeln angezogen..“

Fazit: Yakitori *kann* lecker sein, es gibt verschiedene Formen.

Ich empfehle aber auf jeden Fall, dass man ein paar Taschentücher dabei hat – oder vorher Windeln anzieht. Es ist bekannt, dass gewisse Eiergerichte beim Yakitori den Magen scheusslich angreifen können.

Shishamo



Im Januar schrieb ich:

„Die sind samt Eingeweiden und Knochen zu essen: Ein quasi in Bouillon – oder so – gekochter Fisch, der *ganz* gegessen wird und zwar genau so wie auf dem Bild: Zuerst beisst man denen den Kopf ab: Die Koreaner und –Innen (!) nötigten mich dazu, und ich wollte natürlich nicht den Schwächling markieren: Sieht grässlich aus und schmeckt einfach fürchterlich...Ich musste fast brechen. Wenn man es bereits im Hals hat, dann kitzeln diese Grätchen noch so nett..“

Ich kann immer noch nicht glauben, dass das Leute freiwillig essen. Dass ich es nie wieder probiert habe, versteht sich von selbst.⁷⁸

⁷⁸ Man beleidigt Japaner übrigens nicht im Geringsten, wenn man zugibt, gewisse Gerichte Japans nicht zu mögen: Japaner scheinen sich gerne dadurch abzugrenzen, oder vielleicht auch ein Stück weit dadurch zu definieren, dass „etwas“ eben nur Japaner gerne haben – und Ausländer nicht. Japaner reagierten nie beleidigt, sondern immer hocheifrig, wenn ich mich ob dem Shishamo ekelte!

Aiou



Mein Bericht vom August 2003:

„...Aber egal: Wir machten unsere Arbeit drei Tage lang und am letzten Tag erwartete uns ein BBQ. Ich freute mich wie ein kleines Kind, denn ich erwartete saftige Steaks, Ketchup und Bier.

Die erste Runde BBQ war jedoch ein wenig ernüchternd, denn es gab Fisch- und Kuhzungen-BBQ.

Bild: Ich bat Obuchi, meinen Fisch in die Kamera zu halten: Es handelte sich dabei wiederum um einen lauwarm-spröden Fisch, der samt Darminhalt und Eingeweiden gegessen (lies: „runtergewürgt“) wird. Ich kämpfte zuerst mit den Grätchen, dann mit den matschig-pappigen Eingeweiden und schliesslich mit dem Brechreiz: Aber ich ass das Ding!

Natto



Ein traditionelles Frühstück: Kalter Fisch, Natto (das Döschen oben in der Mitte) und so weiter..

Natto ist keine Giftschlange, sondern ein Japanisches Essen, das aus gegorenen Sojabohnen besteht.

Japaner essen es gerne zum Frühstück, dazu noch ein Stück lauwarmer und salziger Fisch, ein wenig Grünfutter, und eben dieses „Natto“ – und der bittere brühendheisse Grüntee dazu.

Natto ist ein enorm schleimiges – wie rohes Eiweiss – und übel riechendes Essen. Japaner lieben es trotzdem.

Mir war das zu viel, ich liess den Fisch beiseite, Natto ebenfalls. So hatte ich zum Frühstück ein wenig Grüntee, ein Schälchen Reis und das Grünfutter.

Bild: Ein Japanisches Frühstück.

Surume



Ein Snack

„Und zum Schluss wieder mal was Kulinarisches: ein beliebter Snack hier: Ein getrockneter Tintenfisch. Und der schmeckt, wie er aussieht: furchtbar..“

Japaner essen übrigens Tintenfisch häufig auch völlig unbearbeiteter, sprich roh. Und der schmeckt ebenfalls furchtbar..“

Aber der „Brechreiz der Woche“ ging nicht an die Tintenfische, sondern an Krabbeneier: Klein, rot und streng riechendes Zeugs, einfach grauenhaft..“

Ich finde diesen Tintenfisch nach wie vor grauenvoll, mit Ketchup soll er gut schmecken, hab ich gehört – es aber nicht geglaubt.

Walfisch



das Braune unten rechts ist Walfischfleisch

„Wiedermal was Kulinarisches: Grund für das Foto war das braune Sushi rechts unten: das ist Walfischfleisch: Schmeckt fettig und ein wenig bitter..“

Ich finde Walfisch nach wie vor keine Delikatesse, warum man diese Tiere jagt, war mir nach dem Essen noch rätselhafter als vorher.

Katsu-Karee



Katsu-karee war mein Lieblingsessen hier bis im Sommer, eindrücklich offenbarte sich das, als die Rechnung der Kantine ins Büro kam:

Es war ein Stapel Quittungen, bei welchem man bei jedem Sekretär nachlesen konnte, wer was wann gegessen hat. Zum Gelächter de Büros war es bei mir jeder zweite Tag ein Katsu-karee, kein Witz.

Wie man sehen kann, besteht es aus einem grösseren Stück Schweinefleisch, Bratensauce und Reis: Höchst Empfehlenswert.

Tantanmen



Tantanmen war meine zweite Leibspeise hier: Es ist eine Fleischsuppe mit Nudeln drin, so eine Mischung aus Spaghetti Bolognese und Ramen (= diese Japanische Nudelsuppe).

Alle lieben es. Weiss ich bei Japanern in einem Gespräch nicht weiter oder will ich Punkte sammeln, lobe ich das Tantanmen in der Kantine.

Japaner lieben es, ich jedoch noch mehr!

Kleine Beförderungen und Abschied

Ich hielt es immer für einen Witz wenn Daigishi mir sagte, „dass ich hier berühmt sei“. Wenn er das sagte, schmunzelte ich verlegen und hielt den Mund. Selbstverständlich bin ich nicht berühmt, aber es kam immer öfter vor, dass Leute mich kannten oder von mir gehört hatten, bevor ich sie das erste Mal sah.⁷⁹

So kam beispielsweise einmal ein Topkader vom METI – Yasuo wurde sichtbar nervös als er reinkam – zu mir und sagte: „Ah... you are Benjamin...you're from Switzerland I heard?“ oder so ähnlich.

In Tokio hat es sowieso wenig Ausländer, im Regierungsviertel erst recht. Ich war weit und breit der einzige Weiße im Parlamentsgebäude, nur im Sommer waren noch zwei Amerikaner kurz hier – sonst nie. Dass ich mit der Zeit bekannt war – für was auch immer – war folglich nicht zu schwer, meinem Ego tat es jedenfalls gut.

Eine weitere erfreuliche Sache war, wie ich mit der Zeit vorgestellt wurde. Anfangs stellten sie mich als den „Schweizer Praktikanten“ vor und gegen Ende quasi als „Clanmember“, „uchi no Ben desu“.⁸⁰

Im Wahlkampf Ende Oktober, eine Woche vor dem Urnengang, ein paar hundert Leute waren anwesend, gab es eine kleine Pressekonferenz. Ich schlich gerade in der Menge umher, als ich plötzlich das „Ben-San!“ von meinem Chef hörte.

Er bat mich, zu ihm zu den Reportern zu kommen. Ich tat wie befohlen.

Er sagte den Journalisten kurz, dass ich ein Schweizer Praktikant hier sei und fügte augenzwinkernd hinzu, „dass sie mir doch auch noch ein paar Fragen stellen sollen“. Danach ging er ins Zimmer nebendran.

Wakami schilderte dann den Journalisten lachend – er hatte Tränen in den Augen – meine Patzer anfangs April, wie ich am Telefon was verhunzte und weitere Patzer.

Der Punkt ist, dass all diese Kleinigkeiten mir zeigten, dass ich hier willkommen war, gerne „präsentiert“ wurde und zu guter letzt wir alle viel Spaß hatten, sehr viel.

Anfang Dezember war dann mein Abschiedsfest, wir gingen wiederum in ein Restaurant in Ginza.

Drei Sekretäre vom METI, drei vom Kabinett, unser Sekretariat, Yamaguchi und seine Freundin – und ein Sekretär von einem anderen Parlamentarier waren anwesend.⁸¹ Insgesamt waren wir 14 Personen aus Nagatacho, dem Regierungsviertel Japans.

⁷⁹ Zugegeben, eine gewagte Aussage: Anfangs konnte ich die Japanischen Gesichter ja kaum auseinander halten. Es war mir immer wieder fürchterlich peinlich, dass mich Leute kumpelhaft ansprachen, ich jedoch weder das Gesicht einordnen oder sie wieder erkennen, und erst recht nicht an deren Namen erinnern konnte.

⁸⁰ Formal ist die Endung, z.B. Das ist Hartmann, „-San“ (Herr Hartmann) oder „Benjamin-San“ (dito). Dann gibt es intimere Bezeichnungen wie „-Kun“ (für Jüngere) und noch viele weitere Abstufungen. Die oben zitierte Form ist sehr vertraut, familiär.

⁸¹ Der zuletzt erwähnte Sekretär war der „besterzogenste“ Mensch, den ich je gesehen habe. So höflich und respektvoll wie der jemanden begrüßen kann, das gibt's gar nicht: vom Scheitel bis zur Sohle, da stimmte

Wir assen und tranken den ganzen Abend und ich musste sogar eine kleine Abschiedsrede halten. Ein Bild, das Tack aufgenommen hat, sagt da mehr als viele Worte.



An meinem Abschiedsfest in Ginza

Ich werde noch bis Ende Jahr im Nishikawa-Büro arbeiten, folglich kann ich hier mein Jahr nicht bis zum letzten Tag fertig erzählen – oder den letzten Tag, den wirklichen Abschied schildern, ich höre jetzt deshalb bei diesem Fest, meinem Abschiedsfest, auf.⁸²

einfach alles. Er war am besagten Fest am Ende jedoch zu betrunken. Und was machte dieser wohlherzogene Mensch? Er ging auf die Toilette und schlief den Rest des Abends.

Am Tage danach machte diese Geschichte die Runde, alle Parlamentarier schienen sich die Geschichte weiterzuerzählen – und haben sich dabei halb tot gelacht. Ich hab den Kleinen seither nie mehr gesehen.

⁸² Nachtrag: Da ich die Zeit „ausklingen“ lassen wollte, verschob ich meine Rückreise in den Februar hinein. Ich flog schliesslich am Freitag, dem 13. Februar 2004, in die Schweiz zurück.

Nachwort&Dank

Ich hab den Leser anfangs gewarnt, das Ding ist noch nicht wirklich druckreif. Da ich den Bericht jedoch als Weihnachtsgeschenk verteilen wollte, lief mir die Zeit davon und ich musste zusehen, dass ich überhaupt irgendwie fertig wurde.

Ich habe deshalb etwa ein Drittel des ursprünglichen Textes rausgekürzt – und hoffe, dass davon nicht zu viele Narben sichtbar geblieben sind. Die Rechtschreibung wird wohl am meisten unter diesem Zeitdruck gelitten haben, auch beim zigsten Mal durchlesen fand ich immer wieder hanebüchene Formulierungen, Fehler und Lücken.

Das war unvermeidbar, ich gelobe Besserung.

Da ich lieber keines als ein misslungenes Schlusssätzchen formulieren will, möchte ich zum Schluss noch denjenigen Leuten danken, die mir diesen Aufenthalt in Japan ermöglicht haben, explizit:

- **Paul Dudler, Dan Harada** und **Koya Nishikawa**. Alle drei haben mich unterstützt und das Ganze erst möglich gemacht: Danke. Da ich nicht weiss, wem der drei ich am meisten zu danken habe, listete ich sie hier alphabetisch auf.
- Der **Schweizerisch-Japanische Handelskammer** und dem ehemaligen Botschafter **Takaji Kunimatsu**.
- Meinen Eltern, **Anna** und **Karl**, die mir finanzielle Engpässe zu überbrücken halfen, das hat Vieles erleichtert.
- Meinem Chef **Yasuo Nishikawa, Obuchi „Chick“** und **Hayashi „Tack“**, welche mich geduldig – ich meine wirklich sehr geduldig – in die Japanische Alltagskultur einführten. Gleiches gilt für **Miki, Wakami, Yamaguchi** und **Shawn Kaiden**.
- Meinem Japanischlehrer **Dr. Heinrich Reinfried**. Seine Lernmethode ist wirklich sensationell.
- Meinem Vater **Karl Hartmann**, sowie **Michael Felber** und **Andreas Sutter**.
- Ferner: meinen Geschwistern *Jenny, Simon* und *Carole*, die eine besuchte mich, letztere zwei riefen mich immer wieder an.

Vergleichbares gilt auch für meine weiteren Verwandten, Freunde und Bekannten, die meinen Japanaufenthalt in irgendeiner Weise unterstützt haben. Amen.

Appendix: Angaben zum Autor



Benjamin Hartmann, alias „Zino“, geboren am 30. Oktober, 1976, in Bern. Aufgewachsen in Basel-Stadt, 1997 Matura Typus B im Humanistischen Gymnasium, 1997-1999 Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel (Vorlizentiat), danach Lizentiat in Staatswissenschaften an der Universität St.Gallen: lic. rer. publ. HSG.

Auslandaufenthalte in den USA (2000/01) und in Japan (2003/04). Seit/nach der Rückkehr im Februar 2004 arbeitet er für das Basler Pharma-Unternehmen ROCHE.

Kontaktadresse: zino@koodo.net

